This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

47 Jon

EX·LIBRIS·
Joseph Wünsch
IN HENRICH 14. COMPLUS

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Johann Pezzl

Neue

Skizze von Wien.

Erſtes Häft.

Wien,

bey J. V. Degen,

Buchdrucker und Buchhändler.

1805.

An die Leser.

Es sind nun ungefähr anderthalb Dutzend Jahre verflossen, seit dem die Skizze von Wien erschien. Die damahlige Lesewelt nahm sie mit Wohlwollen auf; sie wurde bald auch nachgeahmt: es erschien eine Skizze von Grätz, von Linz, von Prag und Leipzig, auch eine Skizze von Hamburg; es erschien etwas später ein Neues Gemählde von Wien, und ein Neuestes Sittengemählde von Wien, deren Anlage und Ton im Ganzen nach jenen der Skizze von Wien gemodelt waren: Umstände, die für den Verfasser des ersten dieser Bücher, wie mich dünkt, nichts Abschreckendes haben.

Seit so vielen Jahren hat sich Wien unter mancherley Gesichtspuncten merkbar verändert: ehemahlige auffallende Züge seiner Physiognomie sind erloschen; neue Schattirungen sind entstanden; manche hervorstechende Charaktere sind verschwunden, ehedem unbemerkte sind an derse-

ben Stelle getreten, und man ſagt nichts Neues, wenn man anführt, daß ſich Denkart, Sitten, und ſelbſt das Aeußere einer großen Stadt oft eben ſo ſichtbar umwandle, wie ſich alle dieſe Attribute bey einzelnen Menſchen abändern.

Wir haben eigene Journale, die uns Schilderungen und Nachrichten von ausländiſchen Hauptſtädten liefern, und ſie werden Jahre lang geleſen, obſchon man ſich oft durch einen Schwall von unbedeutenden Kleinigkeiten und koſtbar aufgeſtutzten Trivialitäten durcharbeiten muß. Was iſt die periodiſche Schrift **London und Paris**, was ſind die **franzöſiſchen** und **engliſchen Miſcellen** anders, als Skizzen jener Städte? — Haben wir nicht ein Gemählde von Rom, von Madrid, von Petersburg? — Finden die Deutſchen Intereſſe genug daran, jene entfernten Plätze genauer kennen zu lernen, ſo mögen ſie ja vielleicht auch ein müßiges Stündchen darauf verwenden, die wichtigſte Stadt ihres eigenen Vaterlandes wieder einer Anſchauung zu würdigen.

I.

Panorama von Wien.

Panorama heißt eine Ueberſicht oder eine Zuſammenſtellung des Ganzen; es muß alſo eine Gegend oder eine Stadt nicht einſeitig, ſondern ganz darſtellen, ſo daß man von dem genommenen Standpuncte nach jeder Weltgegend alles dasjenige erblicke, was Natur oder Kunſt, oder beyde zuſammen auf Ort und Stelle darbiethen. Darum nennt man dieſe Abbildungen auch Rundgemählde.

Engliſche Mahler haben vor ungefähr ſechs Jahren die erſten Panoramen oder Rundgemählde verfertiget, die aus Britannien bald auch auf das feſte Land herüber kamen, und ſo haben wir im Jahre 1801 das Panorama von London geſehen.

Der Standpunct desſelben war vom Giebel der Albion-Mühle *) genommen. Die

*) England hieß in den alten Zeiten Albion.

hervorſtechendſte Partie war alſo die allerdings prächtige Albion= oder Blackfriars=Brücke *), mit dem darauf befindlichen Gewimmel von Menſchen, Pferden und Wagen; die Themſe mit den benachbarten Straßen: jenſeits des Stroms die Perſpective in die Bridge=Street, bis in den Fleet=Market hinauf; etwas links das ſchöne Somerſet=Houſe; rechts in der Ferne die Kuppel der Paulskirche, das Monument **), der Tower, die London=Brücke, und ein Wald von Maſten der im Hafen liegenden Schiffe. — Auf der Themſe ſelbſt mancherley Fahrzeuge, und eine Gruppe badender Knaben. — Diesſeits des Stroms die breite und gerade St. George's Road, und in derſelben eine echt brittiſche Vorpartie, von einem Pöbelhaufen umringt; die Dordrechter Landkutſche mit ſechs Rädern u. ſ. w. — In der

*) Blackfriars, zu deutſch: Schwarze Mönche, weil in dieſer Gegend ehedem ein Auguſtiner=Kloſter geſtanden hatte.

**) Eine Säule zum Andenken des großen Brandes in London vom Jahre 1666.

Ferne links, Westmünster und die dortige Brücke u. s. w. — Rückwärts, schlechte, berußte, von Kohlenfeuer dampfende Vorstädte; und in der Entfernung blaue Hügel..... Das Ganze gab einen lebhaften, und wirklich großen Ueberblick der brittischen Hauptstadt.

Durch den Beyfall aufgemuntert, welchen das Panorama von London erhalten hatte, unternahmen es zwey Künstler in Wien, auch ein Panorama von dieser Hauptstadt aufzustellen. Sie errichteten das dazu nöthige Haus auf einem günstigen Platz im Prater, wo dieses Rundgemählde in den Sommermonathen von 1803 und 1804 zu sehen war.

Jeder Unbefangene, der dieses Panorama ansah, mußte gestehen, daß seine Erwartung weit übertroffen war..... Der Standpunct ist vom Thurme der Augustinerkirche in der Stadt genommen, in einer Höhe von 40 Klaftern. Von der eigentlichen Stadt Wien war, wegen der bekannten Höhe der Häuser und wegen der engen Straßen,

nicht viel anzubringen, ein Stück vom Spitalplatze und dem Stephansplatze ausgenommen; aber der belebteste Theil der Bastey, fast das ganze Glacis, und die Ansicht des großen Zirkels sämmtlicher Vorstädte steht in seiner ganzen überraschenden Völle da. . . . .

Auf der Bastey erblickt man die mancherley Gruppen von Spaziergängern an einem Sommerabende, und dabey die auffallenden Schattirungen der verschiedenen national- militär- und anderen Trachten. . . . . Im Stadtgraben Militär-Posten und Arbeiter mancherley Art. . . . Auf dem Glacis das geschäftige Gewimmel der nach und von den Vorstädten hin und her strömenden Menge von Menschen, Pferden und Wagen, und die dadurch erregten empor steigenden Staubwolken. Hier hat der Künstler auch zwey Bataillons deutscher und ungarischer Grenadiere angebracht, die auf diesem ihrem ordentlichen Exercierplatze geübt werden: das eine ist eben im Feuern begriffen, das andere macht stille Evolutionen, und beyde sind vor

einem Haufen von Zuſchauern umringt: alles genau nach der Natur.

Außer dem Glacis präſentiren ſich die weitläufigen Vorſtädte mit ihren zum Theile prächtigen Gebäuden, Kirchen, Gärten u. ſ. w.

Ueber die Vorſtädte hinaus umfaßt das Auge den ganzen Horizont von Wien, welcher ungleich mehr Schönheiten der abwechſelnden Natur darbiethet, als die Gegenden rings um die meiſten europäiſchen Hauptſtädte..... Von Weſten kommt die prächtige Donau herunter, welche bey dem Kallenberge in eine Spiegelfläche vereint iſt, aber unter demſelben ſich ſogleich in mehrere Arme entfaltet. Dieſer Kallenberg macht hier den Stützpunct des ſich gegen Süden ziehenden mäßigen Bergrückens, dem man bis nach Baden, und dann weiter in das Inner-Oeſterreich folgt. Gegen Oſten liegt eine große Ebene, durch welche der Iſter nach Ungarn hinein ſtrömt, und an dieſe ſchließen ſich gegen Norden die mit Waldungen bedeckten Bergketten von Mähren.

Dieser Theil des wienerschen Panorama, nähmlich die perspectivische Landschaftsmahlerey, ist um viel besser gearbeitet, als er es bey dem Panorama von London war.

In der That, die Künstler haben getreu ausgeführt, was sie in der Ankündigung ihres Rundgemähldes versprochen hatten, daß man nähmlich auf demselben alles erblicken würde, was auf dem ganzen Horizont interessant ist.

Der Engländer Barton hat die Stadt und Gegend aufgenommen, und die hiesigen Künstler Jansha und Postel haben das Panorama ausgearbeitet, welches in seinem vollen Umfange 2880 Quadratfuß beträgt.

II.

Die Stadt wird zu enge.

Vor ungefähr zwanzig Jahren hatten wir die Eitelkeit, mit den auswärtigen Geographen, Statistikern und Reisebeschreibern weid-

lich zu zanken über die Volksmenge von Wien, und uns recht patriotisch darüber zu ärgern, daß sie dieselbe stets zu klein angaben. .... Jetzt wünschten wir ganz ernstlich, jene Volkszähler möchten Recht haben, daß Wien nur ein paar Mahl hunderttausend Einwohner habe: gern wollten wir so um ein 80,000 Menschen weniger hier haben, denn die Stadt wird allenthalben zu enge.

Das Nachsuchen um Wohnungen, und die Klage, daß man keine finde, selbst um theures Geld keine finde, besonders in der Stadt, ist unaufhörlich und allgemein. Sogar vermögende Leute müssen aus der Stadt in die Vorstädte ziehen; und schon seit einigen Jahren war die Polizey bey den Auszie-hungs-Terminen (welche hier vierzehn Tage nach Georg- und Michaels-Tag sind) einige Mahle in nicht geringer Verlegenheit, einige hundert Familien der ärmeren Classe, selbst in den weitläufigen Vorstädten, unter Dach zu bringen. Man hat schon zu wiederhohlten Mahlen solche Leute in Gänge und Nebengebäude von Klöstern einquartiert. An-

dere haben ſich in den geräumigen Höfen von Fabrikgebäuden und Wirthshäuſern hölzerne Baraken zuſammen genagelt, ſich mit Kind und Kegel hinein geſiedelt, und Monathe lang in denſelben gehauſet.

Um dieſem Mangel an Wohnungen abzuhelfen, und um ſein Geld auf gute und ſichere Zinſen anzulegen, wird denn auch an allen Orten und Enden wieder gebaut, beſonders ſeit dem Ende des letzten Krieges. In der Stadt, wo kein leeres Plätzchen für ein Haus weiter iſt, ſetzt man neue Stockwerke auf die alten Häuſer; reißt kleine und niedrige zuſammen, und baut neue, höhere und beſſer zu benutzende auf ihre Stelle. In den Vorſtädten werden theils die an die Linien gränzenden leeren Plätze bebaut, theils werden an die Stelle von Gärten, Scheunen und Ställen hübſche wohnbare Häuſer aufgeführt.

Man vergleiche: im Jahre 1786 hatte Wien 5723 Häuſer; im Jahre 1796 hatte es ſchon 6575. Von dieſem Jahre an bis 1800 wurde zwar beynahe nichts gebaut;

aber seit drey Jahren ist der Baugeist in doppeltem Maße in die Capitalisten gefahren, und die gesammte Häuserzahl beträgt jetzt sicher schon etwas über 7000.

Diese Wuth zu bauen hat natürlicher Weise den Lohn der Arbeitsleute und den Preis der Baumaterialien auffallend erhöht: der ehemahlige Tagelohn des Tagelöhners ist von 17 Kreuzern auf 36, und der eines Maurers von 34 auf 1 Fl. 12 Kr. gestiegen. Die Bauziegel, wovon das Tausend vor sechs Jahren noch 7 bis 8 Fl. kostete, kommen jetzt auf 22 Fl., obschon man eine Menge von Ziegelbrennereyen in der ganzen Gegend von Wien angelegt, Steinbrüche bey Burkersdorf, Dornbach, Mauer, theils neu eröffnet, theils gedoppelt benützt hat, und Bausteine und Ziegel häufig aus Ober-Oesterreich herunter führt, wovon 1000 der letztern ganz neuerlich 30 Fl. kosten. . . . . Man höre ein Beyspiel von diesen steigenden Preisen: das große neue Haus in der Wollzeile wurde im Jahre 1797 gekauft; es mußte seiner Baufälligkeit wegen ganz neu

aufgeführt werden; der Käufer läßt den Ueberſchlag und die Berechnung aller nöthigen Artikel machen, aber andere Unternehmungen verhindern ihn, den Bau ſogleich anzufangen. Das alte Haus bleibt noch drey Jahre ſtehen; jetzt beginnt man den Bau, und nun, drey Jahre ſpäter, koſten bloß die Ziegelſteine 27000 Fl. mehr als zur Zeit da der Ueberſchlag gemacht wurde.

Die Stadt wird auch noch in anderem Betrachte zu enge: nebſt den vielen ſchmalen Gaſſen, worin man neben den häufigen Wagen oft in Gefahr kommt, Arme und Beine zu verlieren, ſind beſonders die wenigen und engen Stadtthore in keinem Verhältniſſe mehr mit der ſtets aus- und einſtrömenden Volksmenge. An jedem Vormittage, beſonders aber an den Tagen der Wochenmärkte, iſt das Gedränge am Körnerthore, Burgthore, Schottenthore und Stubenthore äußerſt läſtig und gefährlich; Fuhrwerke aller Art häufen ſich daſelbſt ſo ſehr zuſammen, daß man oft zu halben und drey Viertelſtunden harren muß, ehe man durch

das Thor kommt, nebst dem, daß noch mancherley Unglück mit Niederfahren der Menschen, Umwerfen der Wagen, Beschädigung der Pferde u. s. w. geschieht.

Diese Umstände haben endlich die Regierung bewogen, ein nicht weit vom Körnerthore befindliches ehemahliges Thor wieder aufbrechen zu lassen, und es so wohl für Fuhrwerke als Fußgänger wandelbar zu machen, mit der guten Einrichtung, daß vom 15ten October 1802 das alte Körnerthor bloß für die hinaus Fahrenden, das neue Franzthor *) aber bloß für die herein Kommenden bestimmt ist: welches also hier dem gefährlichen Gedränge glücklich abhilft.

Aehnliche neue Thore wären wenigstens noch ein paar, neben dem Burgthore und Stubenthore, zu wünschen.

Allein wie viele thorähnliche enge Passagen sind in der Stadt selbst, denen wahrscheinlich noch lange nicht wird abgeholfen

*) Es hat die ganz einfache Aufschrift: Franciscus II. 1802.

werden. Man erſchrickt, wenn man bedenkt und ſieht, daß ſich gerade in den beſuchteſten Gegenden dieſer menſchenvollen Reſidenz fünf Defileen von Häuſern befinden, deren jedes nicht mehr als ſieben Schritte breit iſt, und durch deren jedes alltäglich bey fünf bis ſechs hundert Wagen, auch häufig zwey gegen einander fahren, und neben denen noch dreyßig tauſend Menſchen zu Fuß durchſchleichen müſſen! Dieſe Häuſer-Defileen ſind am oberen und unteren Ende des Grabens, zwiſchen dem hohen Markte und Lichtenſteg, beym Heidenſchuß, und die nach dem ſo ſehr beſuchten Prater führende lange Häuſerſchlucht vom Haarmarkte bis zum rothen Thurme. . . . Hier darf man in Wahrheit ſagen: Der hat im Kanonenfeuer gewandelt, welcher einen ganzen Tag durch die engen Stätten Wiens gewandert, und ohne Wunde und Quetſchung entwiſcht iſt.

Ehedem durften die ſo genannten Zeiſelwagen, wie auch die beladenen und leeren Bauerwagen, welche nicht in der Stadt ſelbſt etwas abzuladen hatten, nicht zu den

Thoren herein und durch die Stadt fahren, sondern mußten außerhalb der Stadt über das Glacis nach ihren Verkaufsplätzen gehen, und leer denselben Weg zu den Linien hinaus nehmen. Seit einigen Jahren sieht man so wohl die Zeiselwagen durch die Stadt fahren, als besonders auch die leeren Bauerwagen, die oft in langen Reihen ganze Gassen gegen die Thore hin füllen, und das Gedränge und die Verwirrung unnöthiger Weise noch vermehren helfen: ein Umstand, von dem zu wünschen wäre, daß er neuerdings abgestellt würde.

III.

Statue Josephs II.

Endlich erhält Wien einmahl auch ein seculares Monument, auf dem niedlichsten seiner kleineren Plätze, nachdem man seit zwey Jahrhunderten die größeren mit heiligen Bildergruppen besetzt hat, wobey die Absicht oh-

ne Zweifel gut war, welche aber unstreit
eher in eine Kirche als auf öffentliche Plä
gehören.

Kaiser Franz II. läßt seinem erhabener
seinem unvergeßlichen Oheim ein würdig
Denkmahl setzen. Es kommt auf den Platz
stehen, der schon den geliebten Nahmen de
selben führt. Dieses Werk ist seit mehrer
Jahren in der Arbeit, und nun schon so w
gediehen, daß es binnen zwey Jahren volle
det dastehen wird.

Im Mittelpuncte des Josephsplatzes
der Grund zu diesem Monumente gelegt. Dr
Stufen führen zum eigentlichen Fußgestell
welches, so wie die Stufen auch, von graue
Granite ist, so fest, daß er bey jedem Me
ßelschlage Funken sprüht, und so fein g
schliffen, daß man sich darin besehen kan
Dieser Stein kommt aus einem Bruche dic
an der Donau, bey Matthausen in Obe
Oesterreich. Das Fußgestell ist ein länglic
tes Viereck. Auf diesem steht die Stat
Joseph II. zu Pferde, im römischen Cost
me, das Haupt mit einem Lorberkranze un

wunden, mit der linken Hand die Zügel des Pferdes haltend, die rechte in der Stellung des Herrschers frey und gerade vor sich hin ausgestreckt. Das Angesicht ist gegen das Friesische Haus gekehrt, damit man von beyden Seiten des Einganges zu dem Platze das Gebilde im Profil erblicke.

Das Ganze zusammen ist von der Erde an ungefähr sechs und dreyßig Fuß hoch; das Pferd und die Statue ungefähr achtzehn Fuß; beyde von feinem Bronze, das an Gewicht ungefähr vierhundert Zentner beträgt.

Der Guß der Statue geschah im Jahre 1801, der Guß des Pferdes im Jahre 1803; beyde sind vollkommen ohne Fehler und Makel ausgefallen, und die Statue hat eine frappante Aehnlichkeit mit dem Originale.

An die Vorderseite und Rückseite des Fußgestelles kommt eine Inschrift in lateinischer Sprache. Es war hierzu die von Denis verfertigte Inschrift bestimmt, welche man an dem im Park von Larenburg stehenden Modelle dieses Monumentes liest: Divo Josepho II. Rom. Imp. Principi in suo-

rum animis immortali. Franciscus
Rom. Imp. ex fratre nepos, alteri
renti posuit. Man ist aber davon a
gangen, und hat eine andere Inscription
dieses Denkmahl bestimmt.

Die beyden Nebenseiten des Fußgest
werden mit Basreliefs, ebenfalls aus Bro
geschmückt, wovon die Figuren etwas
Lebensgröße haben; sie zeigen in symb
schen Gruppen die beyden großen Wohlth
Josephs für seinen Staat: die Beförder
des Ackerbaues und des Handels.

An den vier Enden der Granit-Stu
kommen vier runde Pilaster zu stehen,
deren jedem vier Abbildungen, in erhob
Arbeit, von jener Denkmünzen sind, we
während der Regierung Josephs auf die m
würdigsten Begebenheiten seiner Zeit gesch
gen wurden, und die also gleichsam ei
chronologischen Abriß jener Epoche darstell

— — — — — — —

So werden wir im Bild den deutsch
Titus sehen,

Den Vater ſeines Volks, den Solon auf dem Thron!
Den Fürſten, der im ungeborgten Glanze,
Der Sonne gleich, erleuchtend, ſtreng und mild
Den unermeßnen Kreis der Königspflicht erfüllte;
Als Mann des Staats nur immer für das Ganze
Wohlthätig und gerecht, vor keinem Götzenbild
Des Wahnes kniete, heldenmüthig mitten
Durch den Geſpenſterwald, von keinem Widerſtand
Gehemmt, erweicht von keinen Bitten,
Geſchreckt von keiner Furcht, mit unaufhaltbarn Schritten,
Die Fackel der Vernunft in ſeiner feſten Hand,
Sein großes Ziel verfolgt', von jedem Eiſenband,
Das Geiſt und Leiber drückt, die Menſchen zu befreyen,
Und — was ſelbſt Marc-Aurel kaum einen Augenblick

Dem Erdkreis einſt gezeigt — im allgemeinen
Glück
Aſträens Alter zu erneuen *).

Wieland.

IV.

Der Joſephsplatz.

Ich habe einſt den Vorſchlag gethan, auf die Mitte des Joſephsplatzes ein von einem Baumzirkel umſchattetes Zelt zur Ergetzung des Publicums zu ſetzen. Dieſer Platz hat nun eine viel ſchönere Beſtimmung erhalten, wie man aus dem vorſtehenden Abſchnitte erſehen hat. Deſto beſſer!

Wenn es dem Joſephsplatze nicht an Re-

*) Nach dem Engliſchen der Mistreſs Knight. In des Freyherrn Joſeph von Retzer Choice of the best pieces of the most eminent English Poets 6 Vol. 1784 wurden die engliſchen Verſe aus der Handſchrift der Verfaſſerinn zuerſt abgedruckt.

gelmäßigkeit fehlte, ſo wäre er der hübſcheſte in Wien; allein die über ihn laufende Straße durchſchneidet ihn nach einer ſchiefen Richtung von Oſten nach Weſten, und die Oſtſeite iſt ungefähr um dreyßig Fuß kürzer als die Weſtſeite, ein Mißverhältniß, dem nun nicht mehr abzuhelfen iſt.

Ich ſtelle mir in meiner Phantaſie vor, die Statue Joſephs II. ſtehe ſchon auf dieſem Platze. Ich trete hin, und zolle ungeheuchelt meine dankbare Ehrerbiethung dem großen Imperator, der in ſeinem Staate ſo viel Gutes und Großes that. . . . . Dabey vergeſſe ich des Künſtlers nicht, den bloß ſein natürliches Genie zum Bildner ſo erhabener Monumente ſchuf. Wie weiland der bekannte Duval bey ſeiner Lämmerherde zum Aſtronomen und Naturkundiger ward, eben ſo wurde Zauner auf einer einſamen Tyroler-Alpe, bey der Ziegenherde ſeines Vaters, aus innerem Triebe zum Bildhauer. Mit ſeinem ärmlichen Taſchenmeſſer ſchnitzte er die erſte hölzerne Puppe! — Von dieſer Puppe bis zum marmornen Grabmahle Kaiſer Leopolds II.

und nun bis zur kolossalen Statue
sephs II. aus Bronze; welch ein Rau
den dieser wackere Sohn der Kunst durchl
fen hat!

Wenn man die Geschichte mehrerer ä
licher Monumente in Frankreich, Engla
Rußland u. s. w. weiß, wie dort das
einte Studium und die vereinte Arbeit
schiedener Männer zusammen wirkte, um
solches Werk auszuführen: so erstaunt n
mit Recht, wie hier ein einziger Künstl
und der bisher beynahe alles bloß in M
mor gearbeitet hatte, vom ersten Aufrisse
einem Blatte Papier bis zum Feuerguss
metallenen Kolosses, und von dort wie
bis zur Aufstellung auf dem öffentlichen P
tze, alles Artistische und Mechanische da
ganz allein entworfen und ausgeführt h
und dieser Künstler ist Joseph Zauner, P
fessor der Bildhauerkunst an der hiesigen A
demie der bildenden Künste, ein geborner T
roler.

Nachdem ich dem Patriotismus und

Kunst gehuldiget habe, sey es mir erlaubt, mich meinen gewöhnlichen Grillen zu überlassen, wovon mir die Umgebungen des Josephsplatzes höchst abstechende über das Thun und Treiben der Menschen hiernieden an die Hand geben: auf diesem Platze stehend habe ich gerade vor mir die kaiserliche Bibliothek; links, das zoologisch-mechanische Cabinet; rechts, unten die Reitschule, oben die Redoutensäle; rücklings die Friesische Wechselstube..... Welche Freude hat man in der ersten über eine neu entdeckte classische Variante, über einen gedruckten Papierfleck aus den Zeiten Fausts und Schäffers, über eine Editio princeps, oder einen liber rarissimus, das aber kein Mensch lesen mag! — Für welchen Gewinst achtet man im zweyten die Acquisition eines mangelnden Kolibri, einer neu entdeckten Schlangen- oder Affenart! — Rechts unten wie jubilirt der junge Cavalier, daß heute sein Schimmel zum ersten Mahle nach der Regel traversirt!... Ein Stockwerk höher, welch ein Triumph für die alternde Kokette ist während einer Ball-

nacht die ephemerische Eroberung eines renommirten Adonis! — In der vierten endlich, mit welchem Falkenblicke folgt man den Symptomen des öffentlichen Credits, den Oscillationen des Geldcurses! mit welcher archimedischer Unermüdlichkeit berechnet man $\frac{1}{100}$, $\frac{1}{300}$, $\frac{1}{400}$ u. s. w. Procent, wie fleißig trägt man zu Buch den Zins vom Zinse der Zinsen!

Da möchte nun freylich manch grämlicher Stoiker aufrufen:

O curas hominum! O quantum est in rebus inane!

Allein, dieß alles ist nöthig, um die Maschine der cultivirten Welt in ihrem Gange zu erhalten.

V.

Unerhörte Theuerung.

Wien hatte ehedem den gegründeten Ruf, daß man hier wohlfeiler lebe als in jeder anderen europäischen Hauptstadt vom ersten

Range, ja sogar wohfeiler als in mancher von der zweyten und dritten Größe. Dieser Satz blieb noch immer wahr, obschon in den Jahren 1788 und 1789, und dann 1798 und 1799 viele Lebensbedürfnisse um ein Merkliches in ihrem Werthe stiegen.

Allein seit dem Herbste 1801 sind die Preise aller und jeder Gegenstände, die zu den Nothwendigkeiten des Lebens gehören, auf eine solche Stufe von Uebertheuerung hinauf geschnellt worden, daß man sie für Wien mit Recht unerhört nennen kann. Im Vergleiche mit der guten alten Zeit ist es jetzt beynahe, als ob wir in einer belagerten Stadt lebten.

Die Ursachen dieses Zustandes der Dinge sind vielfältig: theils wahr, theils scheinbar, theils zufällig, theils erkünstelt. . . . Genug, schon in den letzten Monathen des Jahres 1801 fing diese Plage ganz plötzlich an, und ist seitdem immer ärger geworden.

Im Jahre 1802 bewies sich noch obendrein die so genannte Alma mater rerum, die Natur als eine wahre Stiefmutter für

die Gegend von Wien und eine große Strecke der benachbarten Provinzen: eine Sommerhitze und Dürre von undenklich anhaltender Strenge und Dauer, welche Brunnen und Bäche austrocknete, den Wachsthum der Feldfrüchte erstickte, das Mark der Reben verbrannte, die Wiesen versengte, daß sie wie tatarische Steppen aussahen, und des Futters so wenig gaben, daß die Landleute Vieh aller Gattungen abschlachten mußten.

Das Jahr 1803, gerade das Gegenstück vom vorigen, mit durchaus regnerischem Sommer, und sehr früher Herbstkälte, war doch noch mittelmäßig ergiebig; allein die Verkäufer waren nun schon an höhere Preise gewöhnt; es mischte sich auch sichtbarlich Wucher in die Sache, und statt daß eine gehoffte Wohlfeilheit erfolgen sollte, geschah das Gegentheil. Bey den Verkäufern aller Art bewährt sich die alte Regel: l'appétit vient en mangeant *); je theurer

*) Je mehr man ißt, desto mehr bekömmt man Appetit.

ſie in einem Jahre verkaufen, um noch ſo viel theurer wollen ſie in dem folgenden verkaufen.

Es thut den heran wachſenden jungen Wienern vielleicht wehe, wenn ich ihnen ſage, wie wohlfeil im Vergleich mit jetzt wir zum Beyſpiel noch vor ſiebzehn Jahren lebten; allein die Sache ſpricht von ſelbſt, und eine kurze Zuſammenſtellung der Preiſe ſetzt ſie in das unwiderſprechlichſte Licht.

Es koſtete im Jahr 1787.			Im Jahr 1804.		
	fl.	kr.		fl.	kr.
Weitzen (d. Mtz.)	2	6.	—	5	6.
bis	2	30.	bis	7	18.
Korn —	1	18.	—	4	—
bis	1	24.	bis	5	—
Gerſte —	1	6.	—	3	—
bis	1	15.	bis	3	18.
Hafer —	—	54.	—	2	—
bis	1	4.	bis	2	36.
Stroh (d. Bd.)	—	6.	—	—	16.
Heu (der Zent.)	—	45.	—	1	36.
Mundmehl (d. M.)	51	—	—	140	—
Semmelmehl	36	—	—	125	—
Pollmehl	30	—	—	86	—

Es kostete im Jahr 1787.			Im Jahr 1804.		
	fl.	kr.		fl.	kr.
Rockmehl	31	—		80	—
Holz (hartes)	9	—		15	—
— (weiches)	5	—		9	—
Rindfleisch (d. Pf.)	—	6		—	11.
Kalbfleisch	—	7.		—	15.
Schweinfleisch	—	7.		—	20.
Kaffeh (d. Pf.)	—	40.		2	12.
bis	—	45.		2	24.
Zucker	—	36.		1	30.
bis	—	42.	bis	2	—
Butter	—	17.		—	48.
Schmalz	—	20.		—	34.
Seife	—	12.		—	27.
Wachskerzen	1	13.		1	48.
Unschlittkerzen	—	16.		—	30.
Ein Fasan	1	—		3	—
Ein p. junge Hühn.	—	20.		—	48.
Eine Ente	—	25.		1	6.
Wein (österreicher) die Maß	—	8.		—	24.
bis	—	36.	bis	1	40.

Sobald die ersten Lebensbedürfnisse stei-

gen, muß alles übrige nachfolgen. Der Tagelöhner, der Handwerkspursche, der Professionist, der Fabrikant und folglich auch der Kaufmann, alles setzt seine Preise höher an. Der Holzhacker in Wien verdient sich dermahlen in Zeit von sechs Stunden Einen Gulden, statt der acht Groschen, die noch vor wenigen Jahren seine gewöhnliche Taxe waren.

Diese allgemeine Uebertheuerung hat auch allgemeine schlimme Folgen: die alten Stiftungen der Wohlthätigkeit, welche zur Zeit ihrer Entstehung reichlich dotirt waren, können nun kaum mehr bestehen, ohne durch neue Zuschüsse unterstützt zu werden. So mußte man im allgemeinen Krankenhause die ehemahlige Tages-Taxe von 30 kr. auf 40 kr. und von 1 fl. auf 1 fl. 30 kr. erhöhen. So hat die Landesregierung vor kurzem sogar den Candidaten der Piaristen, der Barmherzigen Brüder, der Ursulinerinnen, Elisabethinerinnen ꝛc. durch ein öffentliches Patent *) erlaubt, statt der unter Maria The-

*) Publicirt im Julius 1804.

resia bestimmten 1500 fl. jetzt 3000 fl. Mitgabe in das Kloster zu bringen „weil (wie das Patent sagt) alle Lebensmittel so theuer sind.“

Sogar die Inhaber der Theater haben aus dem öffentlich eingestandenen Beweggrunde der großen Theuerung aller Waaren die Eintrittspreise in ihre komischen Tempel erhöht! — Und die Beamten, die Pensionisten, die kleinen Rentiers! Wie ist diesen zu helfen, da ihr Einkommen vielleicht seit 10, 15, 20 Jahren stets das nähmliche ist und bleibt, die Preise der Dinge mögen steigen, so viel sie wollen?

Heut zu Tage ist es eine unumstößliche Regel: wer bloß kauft, ist unwiederbringlich gedrückt; wer aber auch verkauft, der erhöht in eben dem Verhältnisse seine Waare, wie der Landmann seine Producte, und ist somit geborgen.

Woher kommt denn aber diese allgemeine Uebertheuerung? .... Dieß ist eine Frage, die man täglich hört.

Zwey Ursachen sind ziemlich klar und

ſichtbar; die eine iſt, weil die Landleute durch den langwierigen Krieg und andere Umſtände ſo wohlhabend geworden ſind, daß ſie gegenwärtig einen Theil jener Erzeugniſſe, die ſie ehedem fleißig zu Markte trugen, ſelbſt in Freuden verzehren, als da ſind Geflügel, Eyer, Kälber, Schweine, Obſt ꝛc. und auch mit dem Getreide und dem Wein keineswegs zum Verkauf eilen, ſondern ſachte abwarten, bis die Preiſe davon auf einer ihnen beliebigen Höhe ſtehen.

Die zweyte iſt, weil jene beträchtliche Zahl von Capitaliſten, die ſich während des Krieges mit dem einträglichen Agiotiren, mit ſegenvollen Lieferungen ꝛc. abgaben, jetzt ihre ſchweren Geldmaſſen mitunter zum Vorkauf (accaparement) von Lebensmitteln verwenden. So weiß man, daß z. B. ein Herr *** von Zeit zu Zeit alle Weine auf einer Strecke von ſechs Quadratmeilen zuſammen kauft, ſie in ſeine Keller führt, und damit wartet bis der dadurch entſtandene Mangel den Preis hübſch in die Höhe treibt. — So haben wir ſchon erfahren, daß ein

Herr **** in einer beträchtlichen Strecke von Ungern und Kroatien alle Eyer zuſammen kaufen ließ. Solchen Menſchenfreunden haben wir es vermuthlich zu verdanken, daß vor nicht langer Zeit ein Ey ſieben und zehn Kreuzer, und eine Woche lang gar ſiebzehn Kreuzer koſtete.

Die übrigen Urſachen werden die Schriftgelehrten im Finanzfache wiſſen.

VI.

Quartier-Wucher.

Es gab ſchon von jeher einen Geldwucher, einen Kornwucher, einen Holzwucher ꝛc. in Wien ſo wie in jeder großen Stadt; in unſeren neueſten Zeiten aber haben wir noch einen neuen Zweig der Wucherey erlebt: den Quartierwucher.

Die allgemein bekannten Urſachen hatten ſchon ſeit mehreren Jahren einigen Mangel an Arbeitern, ſowohl auf dem Lande als

in den Stuben der Handwerksleute in der Stadt verursachet: dieß erhöhte die Preise des Arbeitslohns, folglich auch der Lebensmittel, und in etwas auch der Wohnungen.

Mit dem Jahre 1794 hauptsächlich, und in den darauf folgenden, kam eine Menge von Emigranten aus Frankreich, aus den Niederlanden, aus Holland, aus Pohlen und dem westlichen Deutschland, auch aus Italien und aus der Schweiz nach Wien. Da sie größten Theils aus glänzenden und reichen Familien waren, so bezahlten sie ohne viele Schwierigkeiten die ersten Forderungen von Miethpreisen. Das machte den Hausbesitzern neue Lust, ihre Wohnungen je mehr und mehr im Preise zu erhöhen. Indessen war die Sache bis dahin noch leidlich.

Nun kam ein neuer Umstand: der Hof hatte in den ersten Jahren des französischen Krieges gar keine außerordentliche Auflage gemacht. In der Folge nahm er zwar von seinen eigenen Beamten eine Kriegssteuer, von den Häusernbesitzern aber forderte er bloß als Darlehn die Hälfte dessen, was

jedes Haus an ordentlicher Steuer gewöhnlich bezahlt *), und für dieses Darlehn stellte er ordentliche Hofkammer-Obligationen zu 4 pCt. aus, welche die Empfänger nach Belieben behalten oder verkaufen konnten. Zu Ende des Jahrs 1799 wurde aber die Kriegssteuer in eine Classensteuer verwandelt, und von nun an mußten die Hausbesitzer nicht mehr ein Darlehn sondern ebenfalls eine Steuer im Verhältniß ihres Hausertrags bezahlen.

Das war eine Bombe unter die Hausherren geworfen. Wie! ich soll eine neue Steuer bezahlen? sprachen sie allenthalben laut und ungescheut: das müssen mir meine Einwohner ersetzen! . . . . Sogleich legten sie — mit einigen wenigen sehr ehrenvollen Ausnahmen — die Summe der ihnen abgeforderten Classensteuer allgemein auf ihre

*) Die ordentliche Steuer in Wien ist: in der Stadt der sechste Theil des ganzen Hausertrages, und seit Aufhebung der Trankensteuer von diesem Sechstel wieder das Siebentel; in den Vorstädten der siebente Theil des Hausertrages.

Miethsleute, die also nebst ihrer eigenen auch noch die Steuer ihrer Hausherren bezahlen müssen.

Da die meisten Beamten und viele Gewerbsleute ihrer Geschäfte wegen in der Stadt zu wohnen gezwungen sind, so ließen sie sich diese neue Steigerung aus Noth gefallen; andere waren schon seit vielen Jahren an ihre Wohnungen gewöhnt; noch andere hatten sie mit beträchtlichen Kosten nach ihrem Geschmacke eingerichtet, und wollten sie nun nicht plötzlich verlassen. Alle diese mußten sich also die erhöhten Preise ebenfalls gefallen lassen.

Diese Nachgiebigkeit gab den Hausherren neuen Muth; sie steigerten nun von halbjahr zu halbjahr. Der stets so wachsende Miethpreis nöthigte nun viele Hausväter aus der Mittelclasse und den unteren Ständen, die Stadt endlich doch zu verlassen; und sich in die Vorstädte zu flüchten. Somit entstand plötzlich auch daselbst häufige Nachfrage um Quartiere, und jetzt ahmten die Hausherren in den Vorstädten ihre Collegen

in der Stadt so getreulich nach, daß die Wohnungen am Glacis und in den Hauptstraßen der Leopoldstadt, der Jägerzeile, der Landstraße, der Wieden, zu Mariahülf und in der Josephstadt nicht viel geringer im Preise stehen als in der Stadt selbst.

So stiegen die alten Häuser. In den neugebauten oder reparirten, machten die erhöhten Preise der Baumaterialien, des Arbeitslohnes ꝛc. gleich hohe Preise.

Nicht genug! Es gab industriöse Leute, welche drey und vier ganze Häuser, oder zehn und zwölf große Wohnungen in verschiedenen Theilen der Stadt mietheten, und sie parthienweise um doppelte Preise hauptsächlich an reiche Fremde vermietheten, daß endlich die Regierung ins Mittel treten, und durch geschärfte Befehle diesen Unfug abstellen mußte.

Andere schmutzige Speculanten schleichen allenthalben in den Häusern herum, betrachten die Wohnungen, forschen die Miethpreise aus, machen ihre Ueberschläge, um wie viel man noch jeden erhöhen könne, kau-

ſen plötzlich ein Haus, ſteigern ſogleich alle Einwohner um ein Viertheil, Drittheil, auch wohl um die Hälfte, und verkaufen in einem Jahre das nähmliche Haus wieder um einen ſo viel höheren Preis, als die neuen Steigerungen im Ganzen abwerfen.

Noch vor zwölf Jahren war es in Wien Regel, daß jedes Stück eines Quartiers im zweyten, dritten, auch wohl vierten Stockwerke jährlich 50 fl. koſte, im erſten etwas mehr, im fünften etwas weniger, alſo eine Wohnung von drey Zimmern und Küche jährlich 200 fl. Jetzt koſtet jedes Stück wenigſtens 130 fl. — Von einem halben Jahre zum andern um 30, 50, 70, auch 100 fl. geſteigert zu werden, iſt nun ſchon etwas gewöhnliches; auch ſind der Beyſpiele nicht wenige, daß in eben dieſem kurzen Zeitraume Leute um 500, 700, um 1000, 1200, und bis um 1500 fl. höher taxirt wurden.

Iſt dieß nicht Quartierwucher? die Klagen über dieſe grauſame Uebertheuerung der Wohnungen ſind eben ſo allgemein als gerecht. Bald wird niemand mehr in der Stadt

wohnen können, der nicht wenigstens 2000 fl. jährlicher Einkünfte hat.

Es sind bereits mehrere Vorschläge über diese Sache gethan worden; allein es wird am Ende wohl nur Ein Mittel übrig seyn: kein Mensch ist in Abrede, daß Gesetze gegen den Wucher gerecht und nothwendig seyen. Man wende nicht ein, daß der Hausbesitzer mit seinem Eigenthum ganz nach Willkür müsse schalten dürfen. — Geld ist auch ein Eigenthum, und doch bestehen in allen wohlgeordneten Staaten Wuchergesetze, welche die Benützung desselben nach billigen Procenten bestimmen. — Das nach Wien geführte Holz, Mehl, Fleisch, Unschlitt, Fische ꝛc. sind auch ein Eigenthum desjenigen, der es auf den Markt bringt, und doch unterliegen sie einer gesetzlichen Taxe.

Warum sollen die Wohnungen nach keiner Taxe bestimmt werden können, da nach der Nahrung die Wohnung das unentbehrlichste Bedürfniß des in Gesellschaft lebenden Menschen ist?

Der Hausbesitzer soll seine Classensteuer

dem Staate eben so aus eigenem Ersparniß zum Opfer bringen, wie es der Beamte und der geringe Mann thun muß, der keine Miethsleute auszuschalen hat.

Man mache nicht den schnöden Einwurf, daß die erhöhten Miethpreise dem Staate auch mehr an Steuern eintragen: ich denke, der Staat ist zu großmüthig, als daß er von der Quaal seiner häuserlosen Bürger Vortheile ziehen wolle.

VII.

Abnahme der Geselligkeit.

Wien war unstreitig am geselligsten in dem Zeitraum von 1781 bis 1787. Der Ton war heiter, offen, und von der herzlichsten Unbefangenheit. Es war wohlfeile Zeit. Man lebte in tiefem Frieden. Es herrschte Ueberfluß an barem Gelde. Jedermann suchte zu genießen und sich angenehme Tage zu machen, eine Sache, wozu

das erste Mittel Geselligkeit ist. Ein gewisser Hauch von allgemeinem Wohlbehagen wehte damahls über die Kaiserstadt. Allein die Zeiten änderten sich allmählig auf eine sehr unbehagliche Weise.

Es entstanden Kriege, über deren Gang und Resultate ganz natürlich jeder wohlmeinende Patriot immer in einiger Sorge ist. Mißjahre und andere Umstände verursachten eine Theuerung, die empfindliche Einschränkungen mancher Art aufdrang. Diese Ereignisse machten die Physiognomie von Wien schon merklich düstrer und die Stimmung der Gemüther ungeselliger.

Unterdessen war vollends die leidige französische Revolution ausgebrochen. Jedermann erinnert sich noch der lebhaften Eindrücke, welche die Erscheinung dieses politischen Monstrums auf alle Gemüther machte; wie sogleich allenthalben mit Hitze Partey dafür oder dawider genommen wurde; wie Bekannte, Freunde, Verwandte, ja sogar Familien darüber in Spaltungen und Discrepanzen geriethen, welche die ehemahlige gut-

müthige Geſelligkeit der Wiener keineswegs beförderten.

Eben ſo bekannt iſt, zu welchen tollen und verbrecheriſchen Schritten das damahlige demokratiſche Fieber einige Schwindelköpfe Wiens verleitete, Schritte, vor denen jeder Rechtſchaffene mit Abſcheu zurück beben mußte, und nach deren Bekanntwerdung man ſehr lebhaft fühlte, wie leicht eine unbefangene und ſchuldloſe Offenherzigkeit argliſtigen böſen Menſchen zur Beute werden könne.

Mit Recht war nun jeder Biedermann mißtrauiſcher in der Wahl ſeines Umgangs, vorſichtiger in ſeinen eigenen Worten, und furchtſamer bey Anhörung fremder Reden und Aeußerungen. — Manches, was ehedem harmloſer Scherz geweſen wäre, konnte jetzt mißverſtanden, oder doch mißgedeutet werden. — Der Ton wurde ſcheu und einſylbig. Man floh auch unſchädliche Verbindungen, und iſolirte ſich allgemein.

Die nach und nach zum Vorſchein gekommene klägliche, und den Freunden der

Volks-Souverainität gar ſehr unerwartete Wendung der Dinge in Frankreich hat nun wohl auch die politiſchen Fantaſten in Deutſchland gar jämmerlich beſchämt, und größten Theils bekehrt. Trotz dieſem Umſchwung der Dinge aber iſt im Ganzen noch immer ein merkbarer Grad von ungeſelliger Kälte zurück geblieben, welche die kurze Periode des Friedens erſt einiger Maßen aufzuthauen angefangen hat.

Der Wiener von 1804 iſt gegen den Wiener von 1784 im Puncte der Geſelligkeit kaum mehr zu erkennen.

VIII.

Tabaksdoſen und Tabakspfeifen.

Die Kaiſer, Könige, Fürſten, und die regierenden Herren und Frauen in Europa überhaupt, verſchenken als Zeichen ihrer Gnade und Zufriedenheit, an eigene und fremde Miniſter, an Generale, und ſonſti-

ge verdiente Personen gewöhnlich goldene Tabaksdosen mit Brillianten, mit Perlen, mit Porträt oder Nahmenszug verziert.

Es ist natürlich, daß man solche Zeichen höchster Gnade bey Gelegenheit sichtbar macht. Wer schon Tabak schnupft, füllt die neue Dose damit; wer noch keinen geschnupft hat, füllt sie jetzt zum ersten Mahle, denn leer kann man sie doch nicht präsentiren.

Nun ist aber der Tabak allenthalben ein Regale: somit ist sein Absatz auf immer gesichert, denn jedes solches Dosengeschenk macht ihm neue Proselyten.

Eine Prise Tabak von einem Minister oder Präsidenten — mit dieser oder jener Miene genommen — ist bekanntlich oft von sehr entscheidender Bedeutung, und Herr Rabener weiland hat eine scharfsinnige Abhandlung über die Diagnosis der verschiedenen Arten die Dose zu reiben, zu drehen, zu schütteln, zu beklopfen ꝛc. geschrieben.

Schon im siebzehnten Jahrhunderte war der Gebrauch des Tabaks in Oesterreich so beträchtlich, daß es der Mühe lohnte, im

Jahr 1670 eine eigene Tabakspachtung einzuführen, und hundert Jahre ſpäter, 1770 zog der Hof ſchon jährlich 129,000 Gulden an Tabakgefällen.

Tabak zu ſchnupfen iſt, und war von jeher auch in der feinſten Geſellſchaft als eine nicht unanſtändige Sache gelitten.

Aber das Tabakrauchen! . . . . Noch vor zwanzig Jahren war es in Wien mit dem Anathema der ganzen feineren Welt belegt. Es gehörte bloß unter die Genüſſe der Stallknechte, Soldaten, Kutſcher, Karrenſchieber, und der hier lebenden Orientaler, als da ſind Raizen, Griechen und Türken. Allmählig brachten es Kaufmannsdiener und Reiſende aus dem nördlichen Deutſchland und dem nördlichen Europa einigen jungen Wienern bey, welche ſich aber nach weggelegter Tabakspfeife ſorgfältig Hände und Mund wuſchen, und ihre Kleider wechſelten, ehe ſie Abends in ein Schauſpielhaus oder in ordentliche Geſellſchaft gingen.

Dieſe Zeit iſt vorbey. Seit ſechs bis ſieben Jahren raucht alles Tabak, vom Lackayen

bis zum Grafen, vom Ladenjungen bis zum Banquier, vom Practicanten bis zum Referenten. Schulknaben laufen mit der Pfeife im Munde in's Collegium, und der elegante Schneidergeselle führt seine Schöne im Fiacker rauchend nach Nußdorf.

So wie ehemahls nur ein paar Kaffehhäuser in den Vorstädten waren, wo man Tabak rauchte, und die eben deßwegen von niemand Rechtlichem besucht wurden: so würde jetzt keines mehr besucht, wo man nicht rauchen dürfte; darum ist in jedem derselben wenigstens Ein Rauchzimmer, und in vielen wandelt man durch alle Zimmer gänzlich in Rauchwolken, wie in einer Wachstube.

Das Consumo des Rauchtabaks, welches sich in Wien ehemahls zum Consumo des Schnupftabaks wie zwey zu acht und vierzig verhielt, verhält sich jetzt wie acht und vierzig zu funfzig . . . . und wohl bekomm's der Tabak-Regie!

Die Schicksale des Tabaks sind wirklich ein seltsames Stück aus der Geschichte der

menſchlichen Launen und Gewohnheiten. Zur Erbauung der Schnupfer und Raucher mögen ſie hier im gedrängten Abriß ſtehen.

Im Jahre 1492 bemerkten die Spanier, gleich bey ihrer erſten Ankunft auf Cuba, bey den Einwohnern das Tabakrauchen, und nannten das Kraut ſchon damahls Tabako. — Um das Jahr 1565 zogen ſchon verſchiedene Botaniker die Tabakspflanze als eine Seltenheit in ihren europäiſchen Gärten. — Zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts fing der Tabaksbau in Oſtindien an. — 1604 ſuchte König Jakob I. in England den Gebrauch des Tabaks, den er ein ſchädliches Unkraut nannte, durch eine ſtarke Auflage abzuſchaffen: und als es damit nicht gehen wollte, ſchrieb er ſogar ein eigenes Buch wider den Gebrauch des Tabaks, betitelt: Misocapnos (der Rauchfeind). — 1610 wurde das Tabakrauchen in Konſtantinopel bekannt. Um die Gewohnheit lächerlich zu machen, wurde ein Türk, der geraucht hatte, mit einer durch die Naſe geſtoßenen Pfeife in den Gaſſen herum geführt. — 1620

brachten Engländer das Tabakrauchen nach Zittau, und im Jahre 1631 schwedische Soldaten nach Sachsen. — 1629 wurde in Frankreich die erste Abgabe vom Tabak erlegt. — 1634 wurde das Rauchen in Rußland bey Verlust der Nase verbothen. — 1624 that Papst Urban VIII. alle in Bann, die in der Kirche Tabak nehmen würden, weil ihn spanische Geistliche unter der Messe nahmen. — 1690 that Papst Innocenz XII. alle in Bann, welche in der Peterskirche Tabak nehmen würden; aber Benedict XIII. hob 1724 diese Excommunication wieder auf, weil er selbst schnupfte — 1684 und noch später eiferten viele protestantische Prediger im nördlichen Deutschland heftig wider das Tabakrauchen: sie nannten es ein seelenverderbliches Wesen und ein unmittelbares Werk des Teufels. — 1750 verpachtete der König von Portugal den Tabakshandel für 2½ Million Reichsthaler. Die Einnahme des Königs von Spanien vom Tabak war 7,330,933 Rthlr. Im Jahre 1769 trug das Tabakregal in Dänemark 40,000 Rthlr.

Im Jahre 1770 nahm Oesterreich an Tabaksgefällen ein 806,000 Rthlr. Im Jahre 1773 betrug das Tabaksregal in beyden Sicilien 446,000 Rthlr. Im Jahre 1780 erhielt der König v. Frankreich vom Tabak 29 Millionen Livres Einkünfte, das ist ungefähr 7,250,000 Rthlr. Also betrug schon damahls die Einnahme dieser sechs Monarchen vom bloßen Tabak jährlich 18,372,933 Rthlr., welches weit mehr ist, als Dänemark, Norwegen und Schweden zusammen eintragen .... Indessen ist wahrscheinlich, daß man schon vor Entdeckung von Amerika, in Asien, besonders in Persien und China, eine Art Tabak rauchte und schnupfte. Auch ist merkwürdig, daß unter den ältesten Mitteln sich zu betäuben oder zu berauschen, schon der Rauch verschiedener Pflanzen angewendet wurde: wie dieses Herodot, Max. Tyrius, Mela und Plutarch von den Babyloniern, Skythen und Thraciern melden.

. . . . . .

Trotz der oben erwähnten, theils angedrohten, theils wirklich ausgeführten Stra-

fen, trotz ſchreiben und predigen, und ſelbſt trotz der größen Anklagen, hat ſich bekanntlich in ganz Europa die Liebhaberey für Schnupfen und Rauchen des Tabaks unglaublich verbreitet. Die jungen Herren in Wien halten es beynahe für einen Ehrenpunct, nach Rauchtabak zu riechen. — Sie glauben, ſich kein geringes Anſehen zu geben, wenn ſie ſich in langen Reihen an die Leopoldſtädter Brücke ſtellen, und alle mit langröhrigen Pfeifen im Munde, den Tabaksdampf gegen die Vorbeyfahrenden hinblaſen.

Vielleicht haben zu dieſer Tabakſchmaucherey auch die Schauſpiele unſerer Theaterdichter beygetragen; denn bekanntlich ſind wenige Stücke von Iffland, Kotzebue ꝛc., worin nicht die Tabakspfeife einen wichtigen Dienſt hat.

IX.

Perücken, — der Männer, — der Weiber.

Ein franzöſiſcher Witzkopf — man glaubt, es ſey der bekannte Paradoxenkrämer Linguet geweſen — ſchrieb vor etwa vierzig Jahren ein Büchlein, betitelt: die böſe Monade *). Darin iſt ein Kapitel, überſchrieben: Der Urſprung der Perücken, und in demſelben leitet der genannte Kakograph den Urſprung dieſes Haarſchmucks ohne weiters von der böſen Krankheit ab, womit die Reiſegefährten des Chriſtoph Kolumbus höchſt wahrſcheinlich am erſten unſeren Welttheil beſchenkt haben.

Dieß iſt eine offenbare Verleumdung. Man hat vor kurzem Statuen der alten ägyptiſchen Iſis entdeckt, auf denen dieſe, wenigſtens viertauſendjährige Göttinn ſchon eine Perücke trägt. Der mediſche König Aſtyages trug eine Perücke, die ſeinem na-

*) La Cacomonade.

ſinnweiſen Neffen Cyrus viel Spaß machte. Der ſchlaue Karthager Hannibal trug, auf ſeinem Zuge über die Alpen, eine Perücke. Die alten Römerinnen, der ewigen einförmigen ſchwarzen Haare ihres Vaterlandes müde, kauften ſich die blonden Haare der deutſchen Männer und Weiber, und machten mit dieſem ungewöhnlichen goldgelben Hauptſchmuck Aufſehen im Circus. Die Perücke des Kaiſers Commodus war mit Goldſtaub gepudert, und mit wohlriechenden Salben beſchmiert, damit der Staub darauf haften möchte. Dieß alles geſchah, zu einer Zeit, wo man von der böſen Monade noch keinen Gedanken hatte.

Wahr iſt es, der franzöſiſche König Heinrich III. verlor durch jene Monade ſein Haar, und ließ deßwegen ſeine damahls gebräuchlichen Deckelhauben mit fremdem Haare beſetzen, damit man ſeinen Verluſt nicht bemerken möchte. Die erſte förmliche Perücke aber trug im ſiebzehnten Jahrhundert ein Pariſer Abbe, Nahmens La Riviere.

Ihrem Collegen La Riviere nachahmend, fing sowohl die katholische als protestantische Geistlichkeit allmählig an, Perücken zu tragen, vermuthlich um während den langen kirchlichen Functionen bey hartem Winterfrost den haarlosen Schädel zu decken. Das gab damahls großes Scandal: die Orthodoxen eiferten gegen diese eitle Neuerung, die ihrer Meynung nach ein Werk des leidigen Sataus selbst war; und ein niederländischer Zelot schrieb ein sehr erbauliches Buch, betitelt: Clericus deperrucatus (der entperückte Geistliche) um diese sündliche Mode wieder aus der Kirche zu vertilgen.

Trotz dieses theologischen Eifers trugen Priester und Layen, ohne sündhafte Absichten, und wirklich bloß der Bequemlichkeit wegen, die Perücken stets allgemeiner; ja bis in die Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war die Perücke sogar ein wesentliches Kleidungsstück für jeden Mann in einem öffentlichen Ehrenamte.

Erst gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts fiel es den jungen Mädchen

und jungen Weibern in den glänzenden Hauptstädten ein, die Perücken plötzlich en horreur zu haben. Noch vor zwanzig Jahren frugen sie bey Heirathsanträgen mit einer Art von Aengstlichkeit, ob der Freyer etwa eine Perücke trage, und bey vielen Eheverhandlungen wurde ernstlich als ein Präliminarpunct festgesetzt, daß der Ehestandscandidat seine bisher gewöhnte Perücke sogleich ablegen, und eignes Haar tragen müsse.

Einige ältere Weiber, die aus was immer für Ursache eine Perücke tragen mußten, machten ein so schaudervolles Geheimniß daraus, daß sie beynahe eben so gern ihr Leben dahin gegeben, als die Existenz ihrer Perücke verrathen hätten.

Noch vor funfzehn Jahren, als Dupaty seine Briefe über Italien herausgab, wunderten wir uns nicht wenig über die Stelle, wo er sagt, daß alle Weiber in Lucca Perücken tragen.

Die Sache änderte sich plötzlich allgemein.

Vor ungefähr fünf Jahren fingen die

Weiber und Mädchen, welche über den gemeinen Bürgerstand sind, fast durchgängig an, Perücken zu tragen, und zwar, was ganz sonderbar spaßhaft ist, von verschiedenen Farben, so daß die nähmliche Person, welche gestern in einer Gesellschaft mit dunkelbraunen Haaren gesessen hatte, heute im Theater mit hellblonden erschien, und so auch umgekehrt durch alle Schattirungen des menschlichen Haarwuchses.

Vor einem Jahre, da man die Haare aus dem Gesichte zurück gestrichen, und am Hinterkopf in einen simpeln Knoten geschlungen trug, kamen die Weiberperücken wieder etwas in Abnahme, wenigstens bey den jungen Mädchen.

Gegenwärtig aber, wo, wie bey den zottichten Bologneser-Hündchen, die Haare nicht bloß über die ganze Stirne sondern bis über die Augen und Nasen herein gezogen sind, lassen sich wieder ganz bequem Perücken aufsetzen. Man begegnet häufig jungen Fräulein, welche eine gekrümmte Locke ganz mitten bis auf zwey Drittel der

Naſe herunter tragen, und anderen, welche vor beyden Augen zwey gerundete Locken gerade wie zwey Brillen hängen haben.

Die ungepuderten Köpfe erhalten ſich bey den Weibern ſchon ſeit acht Jahren mit einer ungewohnten Standhaftigkeit, obſchon mehr als ein Mahl Verſuche ſind gemacht worden, den Puder wieder einzuführen. Deſto ſtärker pudern ſich die Männer, diejenigen nähmlich, welche keine runden Haare tragen.

X.

Widerruf.

Wer etwas über Modeſachen ſchreibt, der mache ſich nur darauf gefaßt, daß es ihm ergehe, wie jenem Staatsbothen, der vorne die Patente, und hinten ſchon den Widerruf trug! . . .

Was vor ein paar Wochen noch richtig war, iſt es jetzt nicht mehr: die Perücken

ſind wieder gänzlich von den Weiberköpfen verſchwunden, einige alte Matronen ausgenommen .... Wie man noch vor kurzem das Angeſicht nicht genugſam ringsum mit Haaren überziehen konnte, ſo kann man es jetzt nicht frey und nackt genug machen. Die Haare werden nun durchweg ſelbſt gewaltſam hinten an der Scheitel in einen Knoten zuſammen gezogen, und dort mit einem Kamm befeſtiget, der bey den Aermſten von gefärbtem Ochſenhorn oder Stahl, und bey den Reichſten von Golde, und mit Kameen oder Brillianten beſetzt iſt.

Ob es noch ſo ſeyn wird, bis dieſes Blättchen aus der Preſſe kommt, das ſteht bey den Göttern! denn,

— — — Varium et mutabile Semper foemina!

XI.

Backenbärte. — Kropfbinden. — Rundköpfe.

Der Bart, dieſes charakteriſtiſche Zeichen der Mannheit, hat ſchon mancherley Schickſale erlitten. Einige Völker laſſen ihn frey wachſen; andere ſcheren ihn ſorgfältig ab; die ehemahligen Amerikaner rauften ihn aus, und daher glaubte man irrig, die Natur hätte ihnen gar keinen gegeben. Die gemeinen Juden tragen ihn groß; je reicher und freygeiſteriſcher ſie in ihrem Ritus werden, deſto kleiner wird der Bart, bis er endlich ganz verſchwindet. Im vierzehnten Jahrhundert trug man Zwickelbärte in kleinen ſeidenen Beutelchen eingeſchloſſen, wie die heutigen Haarbeutel.

Die Ungarn und Pohlen von alter derber Landesſitte, tragen noch heut zu Tage Schnurrbärte; die Grenadiers müſſen ſie tragen.

Die unförmlichen Backenbärte ſind bekanntlich erſt während der Revolution bey

den damahls schmutzigen Parisern entstanden: und da gewöhnlich Nemo fere solus desipit *), so ahmten ihnen die kräftigen jungen Herren bald allenthalben fleißig nach. Was dieser Backenbart seyn oder bedeuten soll, wissen sie vermuthlich selbst nicht: oder soll es etwa ein Aushängschild ihrer Mannfestigkeit seyn? das wäre ein verunglückter Gedanke, denn bonum vinum non indiget hedera, und nur die schlechten Wirthe hängen große Schilder aus. — — —

Den Backenbart begleitet gewöhnlich auch eine Kropfbinde.

Wir wissen aus Kotzebue's Stück: die Sucht zu glänzen, daß der dumme Kilian von dem jungen Schaubrot, der auch mit aus der Kutsche gestiegen ist, sagt: „er müsse sehr stark blessirt seyn, denn er habe den Hals bis an die Kinnspitze mit einem großen Tuche eingewickelt.“ Am Ende findet sich

*) Die gewöhnliche deutsche Uebersetzung dieses lateinischen Kernspruchs ist: „Ein Narr macht zehn.“

aber, daß der junge Herr weiter nichts als eine so genannte Kropfbinde trägt, wie die meisten unserer jungen Herren auch. — Bekanntlich hat ehedem ein falscher Spieler die ersten langen Manschetten, und eine verunglückte fille d'honneur die Bouffanten eingeführt, vermuthlich kommen also diese Binden ursprünglich auch von einem wirklich kropfigten Elegant. Nach der Analogie jener Moden wenigstens dürfte man bey solchen Binden auch immer auf irgend ein Halsgebrechen schließen.

Um die Garnitur eines Modekopfes zu vollenden, gehören auch runde Haare dazu, und ein solcher Kopf hieß Anfangs ein Caracalla-Kopf, hernach ein Titus-Kopf. — Für Kinder, für Kränkliche, oder einsam lebende Menschen, ist rundes Haar ohne Zweifel eine große und untadelhafte Bequemlichkeit; wenn man aber einen Volljährigen, in gesellschaftlichen Verbindungen oder gar in öffentlichem Amte stehenden Menschen mit dem struppigen Kopfe, mit dem affenähnlichen Barte, mit der Kropfbinde, mit ver-

drehtem Kittel und dem derben Knotenprügel bewaffnet herum trabben sieht, so möchte man ihm mit Recht zurufen, wie Musarion dem Phanias:

Wozu ein wilder Bart? wozu die Außenseite
Von einem Diogen? mich dünkt ein weiser Mann
Trägt sich wie andere Leute.

XII.

Die zwey Fragen.

Zur gewöhnlichen Heirathsgeschichte in Wien gehören zwey Fragen, die immer und alle Mahl so richtig gethan werden, als auf Tag Nacht folgt, und die somit als ein heutiger Sittenzug dieser Stadt hier eine Stelle verdienen.

Kaum hat jemand in eine Gesellschaft die Nachricht gebracht: „Der Herr von X heirathet das Fräulein von Ypsilon.“ so werden ihm augenblicklich vom ganzen Kränz-

chen pleno choro die Fragen entgegen gerufen:

No. 1. Ist sie schön?

No. 2. Hat sie Geld?

. . . . . .

Ein anderer kömmt, und bringt als sein Contingent zur Tagesneuigkeit: „Daß die Witwe A. den Herrn von B. heirathe.“ Sogleich tönt auch diesem unfehlbar pleno choro entgegen:

No. 1. Was ist er? *)

No. 2. Wie viel hat er? **)

. . . . . .

Diese zwey Fragen stehen so richtig im Gemüthe der neugierigen schönen Welt geschrieben, wie die unentbehrlichen Fragen im Katechismus. Die Frage No. 2. kommt zwar in beyden Fällen so ziemlich auf eins

---

*) Das heißt: welchen öffentlichen Rang oder Charakter, welch Amt, Gewerbe ꝛc. besitzt er.

**) Ist hierbey zu verstehen: jährliches Einkommen.

hinaus; aber bey No. 1. iſt, wie man ſieht, eine ſehr charakteriſtiſche Nüance.

XIII.

Hippomanie *).

Als die noch nahmenloſe Stadt — nachher Athen oder Athän genannt — vollendet war, ſtritten ſich Minerva und Neptun um die Ehre, ihr den Nahmen zu geben. Das Götter-Parlament entſchied die Sache dahin, daß die Ehre quaestionis jener der beyden ſtreitenden Gottheiten zukommen ſollte, welche ein für das Menſchengeſchlecht nützlicheres Weſen aus dem Nichts ſchaffen würde. Minerva ſchuf den Oehlbaum, Neptun das Pferd; und das Götter-Parlament gab der Göttinn den Vorzug.

Wenn heut zu Tage ein ähnlicher Streit

*) Heißt ungefähr: die übertriebene Pferdeliebhaberey.

entſtünde, und man ein Parlament von unſeren jungen Cavaliers darüber zur Entſcheidung rüfe, ſo würde dieſe ſicher ganz anders ausfallen: ſie ſchickten euch die Dame Minerva mit ihrem Oehlbaum zum Gewürzkrämer; und hüben den Pferdeſchöpfer Neptun wohl gar auf den Thron des Olymps; denn die Pferde ſind ihnen ja über alles.

Bekannt iſt die Anecdote von einem jungen Marquis in Paris, den man fragte, was ihm mehr am Herzen liege: ſeine Mädchen oder ſeine Pferde? und der zur Antwort gab: j'aime plus mes filles, mais j'estime plus mes chevaux; das heißt doch deutlich geſprochen, und ſolcher Marquis gibt es auch bey uns die Hüll und Füll.

Die Vorliebe für dieſe Thiere iſt wirklich etwas übertrieben. Man bezahlt ſie um raſenden Preis — manchen Gaul um fünfthalb bis fünftauſend Gulden; — man hält ihrer eine erſtaunliche Menge: man nährt und pflegt, und liebkoſet ſie mit einer Anhänglichkeit, die an Läpperey gränzt. Man

hält sich für einen wichtigen Mann, wenn man an einem schönen Pratertag sein Reitroß von aller Welt begafft, und sich selbst mit Neid darüber complimentirt sieht. Geschieht dem wiehernden Liebling eine Fatalität: welch Rumor im ganzen Hause! es können zehn Bereiter und Stallknechte Arme und Beine gebrochen haben, und man macht nicht halb so viel Wesens aus dem Menschengesindel, denn dieses kann man ja täglich um jeden Preis zu Dutzenden haben.

Die Pferde haben sich seit zehn Jahren in Wien keineswegs vermindert, sondern um ein beträchtliches vermehrt; denn die vornehme Laune, Equipage zu halten, ist bis in die Mittelclasse von Bürgern und Beamten gefahren. Es mögen nahe an zehntausend dieser Thiere hier seyn.

Sie verzehrten im Jahre 1802 nicht weniger als 948,990 Metzen Hafer, 20,196 Fuhren Heu, und von 1,666,788 Bünden Stroh, welche in jenem Jahre verbraucht wurden, muß ich ungefähr anderthalb Millionen für den Gebrauch der Pferde ansetzen.

Vom Hafer koſtete im Jahre 1787 der Metzen 51 kr. und vom Heu der Zentner 45 kr. Im Jahre 1802 aber koſtete der Metzen Hafer von 2 fl. 30 kr. immer ſteigend bis zu 3 fl. 20 kr. der Zentn. Heu von 2 fl. immer ſteigend bis zu 3 fl. und das Band Stroh 15 kr. — Folglich koſteten die in Wien lebenden Pferde im Jahre 1802 bloß an Hafer, Heu und Stroh ungefähr 445830 fl. Ohne Stallung, Schmiedearbeit, und die dabey nöthigen Leute in Anſchlag zu bringen.

Ein Stall auf zwey Pferde in der Stadt koſtet jetzt 190 bis 220 fl. und wenn man ein Pferd in die Koſt gibt, bezahlt man täglich wenigſtens 1 Gulden. — Zwey Pferde, ſammt Kutſcher und den Ausgaben für Geſchirr und Wagen, koſten jetzt jährlich 1200 fl.

Da ſchon von Pferdeliebhabern die Rede iſt, ſo dürfen wir des alten Miniſter Kauniz nicht vergeſſen, der unter die erſten dieſer Dilettanten gehörte. Er hielt ſich für den beßten Reiter in Wien und war es auch

in Rücksicht auf schulmäßige Reitkunst; er hatte Pferde aus fast allen Ländern der Welt: Spanier, Neapolitaner, Ukrainer, Pohlen, Siebenbürger, Moldauer, Türken, Araber, Tripolitaner, Perser ꝛc. nur keinen Engländer. Seine Lieblinge waren ein Arabischer Schimmel und ein Scheck, von einem Trautmannsdorfischen Gestütte in Böhmen. — Ich weiß nicht, ob schon viele Pferde mit extra Post gefahren sind, aber dem Fürsten Kaunitz ließ der bekannte Prinz Nassau, in einem eigends dazu verfertigten Wagen eines von Warschau bis Wien auf der Post zuführen: es war ein Persischer Schimmel, von dem der Prinz so viel Rühmens gemacht hatte, daß Kaunitz ihn recht bald zu haben wünschte. — Die fremden Minister, welche an seine Tafel und in seine Gesellschaft kamen, um politische Dinge zu hören, sagten oft Tags darauf mißvergnügt zu ihren Collegen: le Prince n'a parlé que Chevaux et tableaux.

Hierher gehört noch eine charakteristische Anekdote über dieses Thema: Kaunitz sprach

einst mit seinem Leibarzt Stoll von Pferden, und fragte ihn, welches wohl das älteste Buch seyn möchte, in welchem von Pferden die Rede sey? Stoll sagte, seiner Meinung nach möchte es wohl das Buch Hiob seyn. Sogleich läßt der Fürst seinen Vorleser rufen, und trägt ihm auf, eine Bibel zu kaufen. Der Buchhändler ermangelt nicht, von diesem unerwarteten Kauf zu sprechen, über den man sich in mehreren Gesellschaften nicht wenig wundert. Einige fromme alte Frauen, bey denen Kaunitz nicht sehr im Geruch der Orthodoxie stand, triumphirten schon nicht wenig über die Bibel-Anschaffung des Fürsten, der indessen bloß im Buche Hiob die erste Urkunde über das Pferdegeschlecht aufsuchte.

Da die Pferdeliebhaber gewöhnlich eben keine großen Liebhaber vom Lesen sind, so will ich ihnen hier eine kurze aber schöne Stelle hersetzen, mit der sie nöthigen Falls ihre Liebhaberey rechtfertigen können.

„Die edelste Eroberung, welche der Mensch je gemacht hat, ist die Zähmung jenes stolzen und muthigen Thieres, welches

die Beschwerden des Krieges und die Ehre der Schlachten mit ihm theilt. Eben so unerschrocken wie sein Reiter, sieht das Pferd die Gefahr, und trotzt ihr; es gewöhnt sich an das Geräusch der Waffen, liebt es, sucht es auf, und geräth dadurch gleich dem Menschen in Hitze: es nimmt auch Theil an seinen Vergnügungen, bey der Jagd, beym Turnier, beym Wettrennen, wo es Dampf und Funken sprüht. Allein, eben so gelehrig als muthig, läßt es sich von seinem Feuer nicht überwältigen, sondern weiß seine Hastigkeit zurückzuhalten; es wird unter der Hand seines Leiters nicht bloß beugsam, sondern scheint dessen Wünsche auszuspüren, und indem es bloß den Impulsionen desselben gehorcht, läuft es mit mehr oder minderer Schnelligkeit, oder steht ganz stille, und handelt nur um ihm Genüge zu leisten. Es ist ein Geschöpf, welches sein ganzes Wesen verläugnet, um bloß durch den Willen eines anderen zu existiren, welches jenem Willen sogar zuvor zu kommen versteht, welches ihn durch die Gewandtheit und Genauigkeit

seiner Bewegungen ausdrückt und ausführt, welches so viel empfindet als man will, und nur so viel davon äußert als man verlangt; welches sich gegen nichts sträubt, sich plagt und quält, und sogar stirbt, um besser zu gehorchen." Büffon.

XIV.

Hunds- und Vögel-Doctoren.

Bekanntlich ist Wien mit der übermäßigen Herde von ungefähr 20000 Hunden jeder Gattung angestopft, und ohne thätige Beyhülfe der Hundsschläger ist jedes vernünftige Wort gegen die lästige und sogar gefährliche Anhäufung dieser Thiere in den Wind gesprochen. Es gibt Weiber und Männer, die so heiß in ihre Hunde verliebt sind, daß man vermuthen muß, sie glauben an die Metempsychose.

Als der arme Pastor Sebaldus Nothanker bey seiner Ankunft in dem großen Berlin

nicht wußte, wie er sein Leben erhalten sollte, kam er aus Verzweifelung auf den Einfall ein philosophisches Collegium zu lesen. Allein sein eben so armer Freund, der Schulmeister, belehrte ihn, daß mit Philosophie dort nichts auszurichten sey. Er sagte ihm: können sie rechnen? können sie tanzen? „Können sie den Hunden den Tollwurm schneiden? Dieß sind Künste, die hier ihren Mann nähren.“

Der Berlinische Schulmeister war ein Kenner der großen Städte.

Unsere Hausthiere bezahlen die Vortheile ihrer gemächlicheren Lebensart, ihrer bessern und bequemeren Nahrung ꝛc. mit einer Menge von Uebeln denen sie in ihrem Naturzustande nicht ausgesetzt sind. Sowohl Vögel als Hunde werden von Blindheit, Gicht, Indigestionen, Wassersucht, Schlagflüssen, asthmatischen Zuständen, und sogar von dem vornehmen Podagra befallen. — Sie sterben meistens im achten oder neunten Jahre ihres eingesperrten Lebens. Kein Wunder, daß sich auch Leute finden, die sich

methodiſch darauf verlegen, dieſe Lieblinge alter Weiber und ſchwachſinniger Männer von ihren Infirmitäten zu heilen; ihren Todestag ſpäter hinaus zu rücken, und ſich dafür — theuer bezahlen zu laſſen.

Wien hat mehrere Hundsdoctoren, welche aber doch meiſtens nur Viri obscuri ſind. Ich rede jetzt von dem Matador derſelben.

Beym Eingang in die Naglergaſſe, am Eckhauſe rechts, hängt eine ſchwarze Tafel, worauf mit goldenen Buchſtaben geſchrieben ſteht:

„Monſieur Bohrer curirt Hunde und Papperl, Faſanen und andere verſchiedene Thiere. Wohnt im Lam im dritten Stock.“

Der Sieur Bohrer iſt alſo ein Mann von Bedeutung, wie man ſieht. Seine Wohnung iſt zu einem ordentlichen Hunde- und Vögelſpital eingerichtet. Die vierfüßigen und die befiederten Patienten werden hier nach allen Regeln der Pathologie behandelt. Die

gewöhnlichsten Mittel sind wie für uns Menschen auch:

Segnare, et purgare, et clysterium donare.

Man läßt Monsieur Bohrer in das Haus kommen, oder man bringt den Patienten zu ihm. Er macht eine ernsthafte Miene, befühlt den Puls, runzelt die Stirne, und verordnet nach Umständen eine Portion Jalappa, ein Lavement von Kleyen, eine Aderlaß am rechten oder linken Schenkelbein, sowohl beym Windspiel, als beym Pfittich. — Um bey solchen Umständen den Patienten zu zerstreuen, und dessen Aufmerksamkeit von der vorzunehmenden Operation etwas abzuwenden, spricht er mit demselben von der Redoute, vom Prater, von der Wachtparade, mit einer Zärtlichkeit, mit einem Eifer, als ob er wirklich in die Sprache der Thiere eingeweiht wäre.

Manchmahl sieht man ihn mit einem kleinen Trupp seiner Reconvalescenten in die frische Luft ausziehen; die kräftigeren gehen auf eigenen Beinen; die schwächeren

werden auf dem Arme getragen, oder ſtecken wohl auch in ſeinen Taſchen.

Eine Viſite des Hundsdoctors koſtet bey rechtlichen Leuten einen halben Gulden, und ſeine Medicinen ſind ebenfalls nicht wohlfeil.

Es gibt allerdings Stände, denen ein ſtarker Hund nöthig iſt, wie Fleiſcher und Jäger, es gibt andere, denen ein wachſamer Hund nöthig iſt, wie Fuhrleute, Gärtner, und Landleute überhaupt: aber wie man in der Stadt ohne Noth Hunde halten mag, wenn man die tägliche Gefahr des wüthendwerdens, die eben ſo augenblickliche Gefahr, ſelbſt gebiſſen zu werden, und die Unheilbarkeit und die unbeſchreiblich gräßliche Todesart der Waſſerſcheue kennt, daß iſt kaum begreiflich.

XV.

Ungarischer Champagner. — Weinverfälschung.

Als vor kurzer Zeit einige Dilettanten der französischen Literatur in London auf einem Privat-Theater französische Schauspiele aufführten, kam darüber der patriotische Pöbel in eine starke Gährung. Selbst angesehene Leute glaubten, eine solche Neuerung würde der Ehre von Old England nachtheilig, und zogen in öffentlichen Blättern und Pamphlets gegen die Verehrer von Moliere und Racine zu Felde.

Einer derselben rief in poetischem Eifer: „Wie! soll England sich jetzt durch Possenspiele gewinnen, und durch Schwänke „übermannen lassen, um das Joch des Erzoberers zu tragen? Nein! das soll nicht „geschehen, obschon er uns in hundert Schiffen ganze Tonnen voll Verführung, und „die Unzucht ballenweise zuführt, obschon „die Burgunderfässer mit allen Lastern ge-

„füllt, und die Champagner-Bouteillen mit „Atheismus zugestöpselt sind!“ *)

Dieß sind schwere Inzichten gegen den heutigen Burgunder und Champagner, wie man sieht. Ob die Spleen-Kranken Zeloten an der Themse diese Weine dadurch ihren Landsleuten verleidet haben, weiß ich nicht; die jovialischen Wiener finden jene Fässer und Bouteillen keineswegs so gefährlich: nur die hohe Mauth von 60 pr. Ct., welche macht, daß die Champagner-Bouteille jetzt vierthalb Gulden, und der Burgunder nur etwas we-

---

*) Shall England now receive the Conqueror's yoke,
Won by a farce, and Vanquish'd by a jocke?
No! thó their fleets import with frequent sails
Tubs of seduction, and Crim. Con. *) in bales;
Thó Claret hogsheads ev'ry vice Contain,
And atheism is pack'd amongst Champaign!

*) Eine bey den englischen Ehescheidungs-Processen übliche Abkürzung statt crimen concubitus.

niger koſtet, verbittert ihnen ſchon ſeit vielen Jahren dieſe Weine.

Da man aber faſt keine große Tafel, keinen werthen Nahmenstag, keinen ordentlichen Hausball ohne Champagner feyern kann; ſo haben die Weinhändler die Kunſt erfunden, aus ein paar Gattungen ungariſcher Weine einen ganz leidlichen Champagner zu fabriciren. Dieſer verkappte Franzoſe mouſſirt ganz regelmäßig, iſt ſogar etwas feuriger als der wahre, hat jedoch weniger Süße, und ſchadet weder dem Magen noch dem Kopfe.

Wenn es mit allen Weinverfälſchungen noch ſo ehrlich zuging, wie mit dem ungariſchen Champagner, ſo könnte man es allenfalls dulden; allein dieſe ſchlimme Kunſt wird auf manche viel ſchädlichere Arten getrieben.

Man quirlt, aus weiß der Henker welchen Ingredienzen, einen Champagner zuſammen, deſſen Genuß Magenkrämpfe und heftige Kopfſchmerzen verurſacht. Man fabricirt ſogenannten Tokayer aus Honig und Levantiſchen Zibeben. Man verſetzt die rothen

ungarischen Weine mit Zimmet und Gewürznelken, um ihnen mehr Hitze und einen vermeintlich aromatischen Geschmack zu geben.

An zwanzig Gewürz- und Weinhändlers-Gewölben findet man angeschrieben: Menischer-Ausbruch, Ruster-Ausbruch, Erlauer-Ausbruch, Melniker-Ausbruch *) ꝛc. Man

*) Von den Ausbruch-Weinen scheint man im Auslande keinen ganz richtigen Begriff zu haben. Selbst Hr. Reichard sagt in seinem guide du Voyageur unter dem Artikel Wien: „Man hat dort eine besondere Gattung guten Weines, Ausbruch „genannt." Der Ausbruch ist keine besondere Weingattung, sondern man bereitet ihn aus allen edleren Reben in Ungarn: man bricht nähmlich aus dem ganzen Weinstock die schönsten und reifsten Trauben aus; man gibt ihnen unter der Presse bloß den ersten Druck, oder man pflückt die Beeren wohl gar von den Stengeln, damit durch die Quetschung derselben, ihr herber Saft sich nicht mit dem Traubensafte menge; somit entsteht der süße, reine und feurige Ausbruch-Wein. Von den österreichischen, wie auch von den geringeren ungarischen Weinen macht man gewöhnlich

lasse sich aber durch diese kostbaren Aushängschilde nicht täuschen: diese so genannten Ausbrüche sind, wenns noch gut kommt, eine bloß mittlere Sorte von den genannten Weinen, die stark mit Brantewein wie auch mit Zucker gemischt ist, damit sie mehr Süße erhalte, feuriger scheine, und eher zu Kopfe steige: wie denn seit einiger Zeit fast kein ungarischer Wein mehr ohne Zusatz von Brantewein zu bekommen ist.

Lächerlich ist die prahlhafte lange Liste von Weinen, die man in den Schenkhäusern antrifft, und von denen ein Kenner unter zwanzig Mahl nicht Ein Mahl denjenigen erhält, den er verlangt, so sehr ist alles ein Gemengsel, von dem weder Geschmack noch Farbe zu dem Nahmen paßt, den es führt. Dieß ist um so schlimmer, weil man sich viel weniger nach ausländischen Weinen seh-

---

keinen Ausbruch; doch hat der Herr von Froidevo und der Weinhändler Held in Brun auch guten österreichischen Ausbruch bereitet.

nen würde, wenn man die edlen ungarischen unverdorben zu erhalten wüßte.

Mit den österreichischen Weinen lassen sich weniger von jenen Künsteleyen und Wirthskniffen vornehmen; die gewöhnlichsten sind ein mehr oder minder starker Einschlag von Schwefel, und eine hübschere Farbe, die ihnen durch gebranntem Zucker beygebracht wird. Auch gießt man allenfalls ein Viertheil von weißen ungarischen Weinen darunter, um sie etwas feuriger zu machen. — Das allgemeine Bedürfniß und die heutigen hohen Preise ersparen den Wirthen die Mühe künstlicher Experimente. Vor zwölf und funfzehn Jahren hatte man den geringen für 8 kr. die Maß, und der höchste Preis war 36 kr. gegenwärtig kostet vom geringsten die Maß 24 kr., und 36 kr. die Gattung, welche ehedem 16 kr. kostete. Liebhaber von Grinzinger oder Nußberger bezahlen die Maß mit 1 fl. 20 kr. und es gibt jetzt Landwein für den ehemals unerhörten Preis von 2 fl. für die Maß.

XVI.

Bier, — deſſen Conſumtion und Verfälſchung. — Das Bier in Berlin.

Schon vor zwanzig Jahren, da noch wohlfeile Zeiten für Wien waren, wurde hier eine größere Quantität von Bier conſumirt, als man es im Mittelpuncte eines reichen Weinlandes vermuthen ſollte; denn damahls konnte der gemeine Mann noch eine Maß öſterreicher Wein für 8 kr. haben.

Gegenwärtig koſtet die Maß vom geringſten öſterreicher Wein 24 kr. . . . . welcher Abſtand! Das Bier koſtet hingegen 8 kr. die Maß, und dieſer Umſtand trägt vermuthlich das Meiſte bey, daß die Conſumtion des Biers von Jahr zu Jahr höher ſteigt, die Conſumtion des Weins hingegen verhältnißmäßig etwas abnimmt. So wurden im Jahre 1785 an Weinen aller Art 558000 Eimer nach Wien eingeführt, und im Jahre 1802 nur 510717 Eimer; an Bier wurden im Jahre 1785 eingeführt

376830 Eimer; i. J. 1802 aber 460309 Eimer, folglich um 84000 Eimer mehr. Gegenwärtig darf man diese Einfuhr höchst wahrscheinlich auf 550000 Eimer ansetzen.

Zu diesem vom Lande in die Stadt Wien eingeführten Bier muß man dann erst dasjenige schlagen, was in den fünf inner den Linien befindlichen Brauhäusern gebraut wird, welches ungefähr 250,000 Eimer betragen mag.

Folglich trinken die Wiener jetzt jährlich ungefähr 800000 Eimer oder 3200000 Maß Bier. Allerdings ein schönes Quantum! *)

Die Londner, welche sich freylich beynahe bloß an das Bier halten müssen, trinken jährlich — wie Colqhoun versichert —

*) Eine große Beförderung der Bier-Consumtion ist auch die jetzt allgemein beliebte Mode der männlichen Jugend, das Tabakrauchen; man behauptet, ein Glas Bier schmecke besser zur Tabakspfeife als ein Glas Wein; daraus entsteht natürlich eine Angewohnheit, und darum sieht man auch in Weinhäusern jetzt häufig Bier trinken.

bloß an Porter 14650o580 Maß; dagegen ist auch ein ungeheurer Abstand in der Population beyder Städte.

Das Bier ist eine alte Erfindung (jedoch jünger als die Bereitung des Weins) und vermuthlich haben die Aegypter das erste gebraut: das Bier des Osiris war so gut, wie Diodor erzählt, daß es im Geruch und Kraft vom Wein wenig verschieden war. — Das Bier im heutigen Wien kann jedoch keine großen Ansprüche auf Güte machen: es fehlt ihm an der gehörigen Quantität von Hopfen und Malz; von diesem letztern wird so wenig genommen als möglich, und statt des Hopfens, von dem man des hohen Preises wegen wenig mehr aus Böhmen kommen läßt, nimmt man größten Theils andere bittere Kräuter, die zwar eben nicht schädlich sind, aber doch ein Bier machen, das oft eher einem Tränkchen aus der Apotheke ähnlich ist, als einem nahrhaften und magenstärkenden Labetrunk Ueberdieß läßt man dem hiesigen Bier kaum Zeit genug, kalt zu werden und dürftig ab-

zugähren, um es flugs in die Fässer zu gießen und nach den Bierhäusern zu schleppen *).

Die Biertrinker in Wien sind also, wie man sieht, nicht am beßten daran; auch sind die Klagen über schlechtes Bier allgemein. Was würden sie aber erst sagen, wenn sie das Berliner Bier trinken müßten! — Von der Zubereitung des Biers in jener Hauptstadt habe ich in einem öffentlichen Blatte **) folgende auffallende Stelle gelesen: „Aus dem Wasser der Spree, das weich, süß und hell ist, zum trinken und kochen selten gebraucht wird, braut man in Berlin das Bier. Es ist daher ein in jeder Rücksicht unverantwortlicher und höchst schäd-

*) Es wird auch viel wirkliches oder wenigstens so genanntes Regensburger Bier getrunken, welches gut ist. Der Braumeister in der Leopoldstadt macht auch eine Art von englischen Bier, die Maß zu 36 Kreuzer.

**) Polizey-Blätter. Jahrgang 1802. Achtes Stück.

licher Mißbrauch, daß die Nachteimer in die Spree ausgegossen werden. Dadurch wird das Wasser auf die abscheulichste Art verunreiniget, der meistens sandige Grund des Stroms schlammig, und dem darin wachsenden Schilf und anderen Wasserkräutern Nahrung gegeben. Der an sich schon nicht wasserreiche Strom wird in den Sommermonathen sehr klein, so daß die damit verbundenen Graben fast gänzlich vertrocknen, dessen ungeachtet wird der Unrath eben so häufig in diesen als in den übrigen Monathen hinein geschüttet; dazu kommt noch, daß die Nachteimer nicht mitten in den Strom, wo der Unrath noch leicht weggespült werden könnte, sondern auf den Seiten, wo er oft lange liegen bleibt, und sogar in die Schleußen, die des Nachts verschlossen bleiben, ausgeschüttet werden. Das Wasser wird täglich, sowohl durch die unter den Brücken angelegten Abtritte, als durch das Ausleeren der Eimer aufs abscheulichste verunreiniget, und oft die Brücken und Geländer derselben beschmutzt. Das

allgemein genoſſene Bier muß aus dieſem verunreinigten Waſſer bereitet werden, und kann weder gut noch zuträglich ſeyn.„

Wohl bekomme den Berlinern ihr Bier aus den Urnen der Nymphen Sprea und Cloacina!

XVII.

Ballette.

Seit dem berühmten Noverre hatte Wien keine Ballette mehr, bis zur Regierung Kaiſers Leopold II. An ſeinem Nahmenstage i. J. 1791 wurde das erſte gegeben, unter dem Titel: „Coocks Ankunft auf Otaheiti,„ ein Stoff, der ſich allerdings intereſſant darſtellen läßt. Dieſem folgten viele andere, mehr oder minder gute, worunter die beſſeren, Kaiſer Otto, der Raub der Helena, der Brand von Troja ꝛc. waren. Der erſte Balletmeiſter war

Muzzarelli; ſeine Frau tanzte noch mit ſteifem Strickreck und hohen Abſätzen, übrigens aber mit vieler Gewandtheit.

Ein paar Jahre ſpäter kam Salvator Vigano mit ſeiner Frau Maria Medina. Dieſe brachten die einfache natürliche Kleidung und den griechiſchen Tanz auf die Bühne, in ſo weit beydes nach unſeren Sitten voll Decenz thunlich iſt. Die beyden Pas de deux, das Weiße und das Roſenfarbe, wovon eines die ſchmachtende das andere die gekrönte Liebe ſchilderte; dann das übel gehüthete Mädchen im Komiſchen; Die Tochter der Luft, und Richard Löwenherz im Heroiſchen, wurden mit ſo lärmendem Beyfall und ſo oft gegeben, als je ein Spectakel auf den Bühnen Wiens. Vigano brachte mehr Pantomime in ſeine Ballette, in welcher, ſo wie im ausdrucksvollen Mienenſpiel ſeine Frau vorzüglich glänzte, deren Körper für den künſtlichen Fußtanz etwas zu ſchwerfällig war.

Auf dieſe folgte der Balletmeiſter Traf-

fieri und die Caſentini. Traffieri hat nur drey Ballette gegeben, die Erwähnung verdienen; Alonzo und Cora (oder die Sonnenjungfrau) und Alcina im Heroiſchen, und das Waldmädchen im Komiſchen. Die Caſentini hat eine hübſche ſchlanke Figur; ſie tanzt mit ungleich mehr Kunſt und Gewandtheit als die Vigano, aber ihre Phyſiognomie iſt etwas kalt und ihre Pantomime weniger lebhaft, jedoch graziös.

Nachher kam eine ganze Familie Nahmens Clerico. Der ältere Bruder und Balletmeiſter gab ein Paar Ballette, deren Anordnung nicht ſchlecht war; da er ſie aber aus Eigennutz und Eigenſinn von ſeiner ungeſchickten Familie darſtellen ließ, ſo konnte keines Beyfall erhalten; und ſomit ging dieſe Familie zur Zufriedenheit des Publicums bald wieder von hier ab.

Auf die Clerico folgte der Balletmeiſter Gioja. Sein Ballet Alceſte iſt eine ſehr ſchöne und vollendete Compoſition, die von ihm ſelbſt und der Caſentini mit allgemeinem Beyfall ausgeführt wurde; ſehr

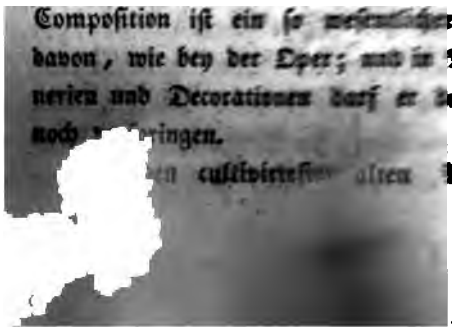
intereſſant iſt auch das Terzett, von ihm, ſeinem Bruder und der Caſentini getanzt.

Die neueſte Erſcheinung im Tempel der Terpſichore iſt die Madame De Carro Narducci. So viele Leichtigkeit, Kunſt, Schnelligkeit und Feſtigkeit im Tanz hat noch kein anderer Tänzer oder Tänzerinn gezeigt, die wir hier geſehen haben; ihre Bewegungen ſind beynahe zu ſchnell, um ſehr graziös ſeyn zu können. Das Publicum iſt nun in zwey Parteyen getheilt, in die Anhänger der Caſentini und jene der De Caro: durch dieſe Art von Rivalität wird die Kunſt und das Publicum ohne Zweifel gewinnen.

Der jetzige Balletmeiſter iſt kein Italiäner, ſondern der Franzoſe Gallet, welcher ſchon unter Noverre hier tanzte. Er hat bis jetzt zwey große Ballette gegeben: Ariadne und Bacchus, und den Raub der Sabinerinnen. Ihr Beyfall war mittelmäßig, man wirft ihnen vor, daß die Perſonnagen darin ohne genugſames Intereſſe, und die Anlagen des Ganzen etwas zu

gedehnt seyen. — Ueberhaupt aber scheint das Publicum seit zwölf Jahren der Ballette schon etwas satt geworden zu seyn, daß es somit schwer seyn wird, auf dieser Bahn ferner großen Beyfall zu erndten.

In mehrern Hauptstädten und in verschiedenen Zeitpuncten ist schon der Streit geführt worden, ob die Kehlen über die Beine, oder diese über jene den Sieg davon tragen sollten? das heißt: ob die Oper oder das Ballet ein interessanteres Schauspiel sey? — Gegenwärtig scheint sich die Zahl der guten Sänger und Sängerinnen beträchtlicher vermindert zu haben, als jene der Tänzer und Tänzerinnen. Auch ist der Tanz unstreitig das Sinnlichste aller unserer Schauspiele; ihm steht die ganze Fabelwelt, die historische Welt und das weite Reich der Phantasie offen; gute Musik-Composition ist ein so wesentlicher Theil davon, wie bey der Oper; und in Maschinerien und Decorationen darf er derselben noch [illegible]ringen.



[illegible]en cultivirtesten alten Völkern

war, und bey einigen halbcultivirten Nationen ist der feyerliche Tanz noch jetzt ein Theil ihres religiösen Cultus. Ist dieser Umstand nicht vielleicht ein Beweis ihrer minderen Verdorbenheit?... In den neueren Zeiten, und bey verfeinerten Leuten mußte man den Tanz ohne weiters aus den Tempeln in die profanen Schauspielhäuser verweisen.

Bekanntlich hielt man ehedem die Italiäner für die größten und beynahe einzigen guten Musik-Compositeurs. Schon seit geraumer Zeit aber haben sich die Deutschen auf eine gleich hohe Stufe von Vollkommenheit in diesem Fache geschwungen, ja wohl gar ihre ehemahligen Meister übertroffen. Bey den Balletten wenigstens ist dieses hier der Fall: keine Ballet-Musik die aus Italien kam, hat Beyfall gehabt. Dagegen sind die Compositionen des hiesigen Theater-Compositors Weigel des ältern vortrefflich gelungen: seine Musik zu Richard Löwenherz, zu Alonzo und Cora, zur Alcina und zur Alceste, ist voll Harmonie

und Reichthum, jeder Scene der Darstellung angeschmiegt, mit einem Worte, wahre Meisterarbeit.

XVIII.

Er negocirt.

Seht ihr den Herrn von ***? welch einen prächtigen Wagen, welche stolze Pferde, welche reiche Livree stellt er zur Schau! . . . Vor ein Paar Jahren war er noch Schreiber bey einem Agenten. — Wie in aller Welt kommt der Mann zu diesem Glanz?

Er negocirt.

Der Mann dort von dritthalb Zentnern an Gewicht, mit welch einer vornehmen Miene er das Pflaster tritt! . . . Er trägt zwey Solitairs an den Fingern, jeden von wenigstens viertausend Thalern an Werth: und seine Frau! sie ist ja mit Brillianten bedeckt! — Er war doch vor ungefähr fünf Jahren noch Koch bey dem Grafen ***. Wie

Teufel hat sich der Kochlöffel in die Brillanten gearbeitet?

Er negocirt.

Hier der junge Laffe, der wie ein Phantast angezogen, im Pirutsch vorüber fliegt, daß die Funken aus den Steinen sprühen, und die armen Fußgänger kaum schnell genug seiner radebrechenden Suffisance ausweichen können: ich habe ihn noch als Practikanten beym Bankier gekannt, wie er in Staub und Koth zu Fuß bey Juden und Christen herum lief, um Wechsel von einigen Thalern einzukassiren . . . . Was hat den Menschen so hoch gehoben?

Er negocirt.

Dort gehen sie Arm in Arm die drey Glückspilze! . . . . der eine stand noch vor sechs Jahren als Lakay hinten auf dem Wagen, — der andere wechselte mir als Lehrpursche beym Kaufmann * die Teller, — der dritte war Kanzellist bey der *** Kanzelley. — Jetzt besitzen sie Häuser in der Stadt, Herrschaften in der Provinz, Bergwerke, Fabriken, Entrepriſen und Lieferungen von

allen Seiten; geben Protectionen, rangiren bankerottirte Cavaliers, übernehmen desperate Prozesse ꝛc. und verdunkeln durch ihren Aufwand Leute aus den ersten Häusern. — — — Wie ist das möglich?

Sie negociren.

So ist es in Wien, und so ist es leider fast in allen heutigen großen Städten. Freylich endigt sich dieser plötzliche Glanz oft wieder eben so plötzlich mit Bankerott, Flucht, Schuldengefängniß und Zuchthaus, wie wir noch ganz neuerliche schauerliche Auftritte dieser Art hatten, wobey ganze Familien — durch die blendenden Vortheile des goldträchtigen Negocirens angelockt — verarmten. Allein die häufigen Beyspiele von solchen wie Pilze aus dem Schlamme empor gekommenen sogenannten Negocirern, die in wenigen Jahren hunderttausende zusammen rafften, haben eine allgemeine Sucht zur Geldmäkeley verbreitet. Alles will heut zu Tage negociren. Man sieht die Söhne aus guten Familien an den Schreibtischen der Negocianten und Geldspeculanten addiren und

multiplicieren, und jedes andere Wiſſen und jede andere Thätigkeit verſchmähen, als die Kunſt und das Beſtreben, Geld zu machen — „Rechnen iſt ihr Witz, und Handeln ihre Tugend.“

Man ſieht ſich ſo ziemlich wieder in die Zeiten Roms verſetzt, von denen Juvenal ſagte:

O Cives Cives! quaerenda pecunia primum
Virtus post nummos; probitas laudatur et alget!

Ob es bey den übrigen, jetzt allenthalben mehr und mehr nöthig werdenden Bemühungen, die öffentliche Moralität zu verbeſſern, nicht auch höchſt nothwendig wäre, dieſe wildrohe Habſucht und niedrigſchmutzige Geldgierde, die mit ſo unverſchämter Stirne allenthalben zur Schau getragen wird, ſelbſt durch brandmarkende Mittel wieder auszurotten, kann für rechtliche und helldenkende Leute wohl keine Frage ſeyn.

allgemein genoſſene Bier muß aus dieſem verunreinigten Waſſer bereitet werden, und kann weder gut noch zuträglich ſeyn.„

Wohl bekomme den Berlinern ihr Bier aus den Urnen der Nymphen Sprea und Cloacina!

XVII.

Ballette.

Seit dem berühmten Noverre hatte Wien keine Ballette mehr, bis zur Regierung Kaiſers Leopold II. An ſeinem Nahmenstage i. J. 1791 wurde das erſte gegeben, unter dem Titel: „Coocks Ankunft auf Otaheiti,„ ein Stoff, der ſich allerdings intereſſant darſtellen läßt. Dieſem folgten viele andere, mehr oder minder gute, worunter die beſſeren, Kaiſer Otto, der Raub der Helena, der Brand von Troja ꝛc. waren. Der erſte Balletmeiſter war

Muzzarelli; seine Frau tanzte noch mit steifem Strickrock und hohen Absätzen, übrigens aber mit vieler Gewandtheit.

Ein paar Jahre später kam Salvator Vigano mit seiner Frau Maria Medina. Diese brachten die einfache natürliche Kleidung und den griechischen Tanz auf die Bühne, in so weit beydes nach unseren Sitten voll Decenz thunlich ist. Die beyden Pas de deux, das Weiße und das Rosenfarbe, wovon eines die schmachtende das andere die gekrönte Liebe schilderte; dann das übel gehüthete Mädchen im Komischen; Die Tochter der Luft, und Richard Löwenherz im Heroischen, wurden mit so lärmendem Beyfall und so oft gegeben, als je ein Spectakel auf den Bühnen Wiens. Vigano brachte mehr Pantomime in seine Ballette, in welcher, so wie im ausdrucksvollen Mienenspiel seine Frau vorzüglich glänzte, deren Körper für den künstlichen Fußtanz etwas zu schwerfällig war.

Auf diese folgte der Balletmeister Traf-

die Hüften, da sie denn auch ihrem Zweck entsprachen. Bald darauf machte man sie von weißer Mußeline, und so groß wie ein Betttuch, daß sie vom Nacken an bis zur Erde reichten, in welcher Gestalt sie sehr unbequem waren, aber als Opfer der Modesucht sich doch zwey Sommer hindurch erhielten. Letzthin trug man sie wieder ziemlich schmal, von allen Farben, mit Fransen besetzt, und bloß um den Nacken geschlagen. — Die kostbarsten dieser Shawls kommen eigentlich aus Thibet, wo sie aus der Wolle einer besonderen Gattung von Schafen verfertiget werden; sie müssen, wenn sie echt sind, nur ein paar Loth wiegen, und sich durch einen gewöhnlichen Fingerring ziehen lassen; dann kosten sie aber von 200 bis 800 Thaler; die Farben dabey sind von gewöhnlicher orientalischer Abgeschmacktheit; man erhält sie hier aus Constantinopel. Die gewöhnlichen aber werden in Wien selbst, aus Kamehlhaar oder Seide fabricirt.

Der Nelson (wie dieses Kleidungsstück zu dem Nahmen des berühmten brittischen

interessant ist auch das Terzett, von ihm, seinem Bruder und der Casentini getanzt.

Die neueste Erscheinung im Tempel der Terpsichore ist die Madame De Carro Narducci. So viele Leichtigkeit, Kunst, Schnelligkeit und Festigkeit im Tanz hat noch kein anderer Tänzer oder Tänzerinn gezeigt, die wir hier gesehen haben; ihre Bewegungen sind beynahe zu schnell, um sehr graziös seyn zu können. Das Publicum ist nun in zwey Parteyen getheilt, in die Anhänger der Casentini und jene der De Caro: durch diese Art von Rivalität wird die Kunst und das Publicum ohne Zweifel gewinnen.

Der jetzige Balletmeister ist kein Italiäner, sondern der Franzose Gallet, welcher schon unter Noverre hier tanzte. Er hat bis jetzt zwey große Ballette gegeben: Ariadne und Bacchus, und den Raub der Sabinerinnen. Ihr Beyfall war mittelmäßig, man wirft ihnen vor, daß die Personnagen darin ohne genugsames Interesse, und die Anlagen des Ganzen etwas zu

noch bey abgelebten Frauen, die ſchon unbemerkt dem Grabe entgegen ſchleichen; die Spencer, die Shawls, die Nelſons hatten ſie allenthalben verdrängt; jedoch mit Unrecht, denn keines dieſer letzteren Kleidungsſtücke gewährt in den Tagen und Nächten des Winters ſo viel Schutz gegen den Froſt. Dieß empfanden die Weiber allmählig immer mehr, und ſomit kommen denn ſeit einem Jahre die Mäntel wieder zu Ehren und zum Vorſchein. Allein dieſe neu erſtandenen Mäntel ſind bis jetzt noch ziemlich unzweckmäßig und geſchmacklos: ſie ſind zu lange und zu enge, folglich minder bequem, und halten weniger warm; ſie haben einen ungeheuern übergeſchlagenen Kragen, bis an die Ellbogen reichend, wie Pilgermäntelchen, und von einer anderen, meiſtens ſchreyenden Farbe, auch wohl noch oben ein ſteifes, bis in den Nacken hinein ſtehendes Krägelchen; welches alles zuſammen den neueſten Mantelträgerinnen ein buntes, ſteifes und gezwängtes Anſehen gibt.

XX.

Beleuchtete Wagen. — Brennende Nachtfackeln. — Schnelles Fahren.

Wien ist im Vergleich mit den übrigen europäischen Städten, welche Nachtlaternen haben, noch immer unter die bestbeleuchteten zu zählen, obschon seit ungefähr zwölf Jahren diese Beleuchtung Abends um eine halbe Stunde später anfängt.

Sonderbar! die Stadtmenschen begnügen sich recht gut mit dieser nächtlichen Beleuchtung; die vornehmen Stadtpferde aber nicht: sie scheinen die blöden Augen ihrer Eigenthümer zu haben, und wie diese ihre Lorgnetten für sich brauchen, so kommen sie ihren Pferden mit Fackeln und Wagenlaternen zu Hülfe.

Seit einigen Jahren kommen die beleuchteten Wagen sehr in Gang; sie haben zwey drey, vier, auch wohl sechs Laternen aufstecken, vorne zwey oder drey, oder an den vier Ecken überall eine, oder auch im Mittelraum noch zwey. Bey Landparthien, wo

man erſt ſpät zur Stadt zurückkömmt, iſt dieſe Erfindung nicht übel; in der beleuchteten Stadt aber ſieht der illuminirte Kaſten freylich ein Bischen affectirt aus, indeſſen ſchadet's niemand, und er hilft die Gaſſenbeleuchtung verſtärken: auch haben die darin Sitzenden — beſonders wenn ſie zu den Geſchöpfen gehören die ſich überall gern zur Schau geben, das Vergnügen, von allen Vorübergehenden geſehen zu werden.

Ganz anders iſt es mit den Fackeln, womit die Läufer vor den Kutſchen herrennen. Der kaiſerliche Hof hat keine Läufer, und wenn er bey Nacht durch die Stadt oder Vorſtädte fährt, ſo hat er vor ſeinen Wagen zwey Vorreiter mit geſchloſſenen Laternen. Dieſes beſcheidene und vernünftige Beyſpiel nachzuahmen, hat den Großen in Wien noch nicht beliebt, und es wird wohl noch die Zeit kommen, daß man ihnen durch ein Geſetz die brennenden Fackeln vor den Wagen verbiethen wird, wie man ihnen ſchon hat verbiethen müſſen, mit dieſen Fackeln über die Thorbrücken zu fahren. — Daß die ſchnau-

benden Bengel von Läufern die übrigen friedlichen Fußgänger oft halb zu Boden werfen, und beynahe täglich mit dem schmelzenden Pech ihrer Fackeln beträufeln: dieses kömmt zwar nicht in Anschlag; daß sie aber selbst bey heftigen Winden ihre Fackeln an den Straßen- und Häuser-Ecken so heftig ausklopfen und abschlagen, daß die brennenden Pechstücke halbe Viertelstunden lang fortlodern, daß sie auf zwanzig Schritte weit vom Winde fortgeführt und in die Oeffnungen der Keller und Holzgewölbe rollen, und Häuser in Brand stecken können: dieses verdiente allmählig doch eingestellt zu werden.

* * *

Sobald von Kutschen und Pferden die Rede ist, wie könnte man da vom Schnellfahren schweigen, welches unter die unaustilgbaren Erbsünden der großen Städte gehört?... Es werden freylich von Zeit zu Zeit scharfe Verordnungen in dieser Sache gegeben, besonders nachdem eben ein großes Unglück dadurch entstanden ist; allein

Verbothe gegen das Schnellfahren geben, heißt das Faß der Danaiden füllen: Vier und zwanzig Stunden, oder höchstens ein Paar Tage wirkt es, und dann ist es wieder der alte Schlender. Wenn heute der Kutscher sich bey seinem Schätzchen oder im Bierhause verspätet hat, und dann wie unsinnig durch die Straße jagt, um seinen Herrn nicht zu spät aus der Kanzelley, von der Tafel, oder aus dem Theater zu hohlen: so ist morgen die verspätete Toilette, das unvollendete Referat, oder das zu lange gedehnte Tete a Tete Schuld, daß die Herrschaft selbst den Kutscher zu dieser Sünde zwingt.

Kenner in dieser Sache sind überzeugt, daß dem Schnellfahren nicht wird abgeholfen werden, bis man, ohne Rücksicht auf Kutscher und Herrschaft, ohne Ausnahme der Person, jeden solchen Delinquenten bey Tag und Nacht auf offener Straße anhält, ihn vom Bock herabsteigen macht, und auf der Stelle mit 25 Hieben salbt..... Vor ungefähr 10 Jahren ist dieses Experiment

einige Mahl gemacht worden, und es hat auf einige Monathe geholfen. Wer es übertrieben findet, folglich kein Kutschengewühl kennt, der komme, sehe, und spreche dann selbst.

XXI.

Griechinnen unterm 48sten Grad Nordbreite. — Erkältungen.

Nachdem in Frankreich die bekannte Revolution schon einige Jahre gedauert, und sich ziemlich befestiget hatte, sprach man dort viel von Griechen und Römern, und Römern und Griechen, und glaubte, in manchen Dingen jenen glänzenden Mustern republikanischer Auserwähltheit und Größe recht nahe gerückt zu seyn. Die Männer hielten es vorzüglich mit den Römern, und ahmten sie — in einem Puncte — getreulich nach. Die Weiber ließen sich ebenfalls

viel von den Römerinnen ſagen, und hatten eine Weile Luſt, dieſe weiland Viragines an der Tiber in ſich neu aufleben zu machen; aber es ging nicht: die römiſchen Matronen waren zu ſteif, kalt, ſpröde, zu ſehr in ihre Häuſer verſchloſſen, kurzum zu ennuyant. Alſo ſchlug man ſich auf die Seite der Griechinnen, das heißt, der griechiſchen Mädchen, wie ſie in der Geſellſchaft des Perikles, des Alcibiades, der Aſpaſia ꝛc. gedeiht haben, man pikirte ſich, munter, kopflos, launiſch, verbuhlt, verſchwenderiſch, ꝛc. zu ſeyn, und halbnackt zu gehen.

Nun liegt Griechenland bekanntlich zwiſchen 37 und 40 Graden; das dortige Clima iſt milde, das Land hat einen heiteren Himmel, ſehr gemäßigte Luft und eine gar kurze Epoche von gelindem Winter; ganz anders iſt es in Paris, welches um ſo viele Grade nördlicher liegt, und faſt das ganze Jahr eine unfreundliche Witterung hat.

Unter gleichem Grade wie Paris liegt auch Wien, nämlich unter dem 48ſten nörd-

licher Breite. Als die Pariſerinnen anfingen, Griechinnen zu ſpielen, war der erſte Abſcheu vor Frankreich bereits ziemlich verſchwunden, und man wagte es ſchon wieder, den alten Schlender in Modeſachen zu befolgen, das heißt, die pariſiſchen zu kopiren. Alſo entſtanden denn auch bey uns die atheniſchen und korinthiſchen Mädchen zu tauſenden. Die Haare wurden in Flechten und Knoten um den Kopf geſchlungen; Hals, Backen, Buſen und Arme wurden ſo heidniſch nackt, als es nur immer noch einiger Maßen mit der chriſtlichen Decenz vereinbarlich war; der ganze Körper wurde ſo leicht gemacht als möglich: ein kurzes Hemdchen ohne Aermel, bis unter die Schultern und Brüſte ausgeſchnitten, darüber ein knapper Sack von dünſter Seide, von Muſſelin oder von irgend einem anderen ſo feinen Gewebe, das jede Bewegung, jedes Muskelſpiel des Körpers in allen ſeinen Wendungen und Stellungen getreulich abformt und zur Schau ſtellt: das war und iſt noch das Weſentlichſte unſerer heutigen Griechinnen.

Unsere jungen Herren gerathen beym Anblick dieser lieblichen Töchter von Hellas allerdings in nicht geringes Entzücken; sie wünschen, je eher je lieber ihren Wohnplatz ganz in Griechenland umgeschaffen zu sehen, und rufen schon zum voraus voll Freude, „Welch Vergnügen, wenn ich Morgens mit einer Aspasia an der Toilette scherzen, Mittags mit Perikles speisen, Abends eine Komödie von Aristophanes ansehen, zwischen Anakreon und Glycere soupiren, und mit Lais im Mondenlicht durch den Ceramicus lustwandeln werde!... Die lieben Herrchen wissen nicht was dort geschrieben steht:

Non cuivis datum est adire Corinthum!

und ihr ganzes Griechenthum besteht denn größten Theils in einigen ungezogenen Läppereyen und dreisten Zudringlichkeiten.

Nun wieder zu unseren Griechinnen. Manche derselben haben ihre Griechheit schon sehr theuer, und einige sogar mit dem Leben bezahlt; denn das beliebte Costüm

vom Ufer des Ilyssus und der korinthischen Meerenge an den Ister verpflanzt, den der Wind von den Sudeten und Karpathen manchmahl Monathe lang mit Eis überzieht, verursacht häufige und gefährliche Erkältungen, welche selbst tödtlich werden, wenn man aus dem strotzenden Schauspielhause, vom erhitzenden Ball oder begeisterten Souper in der starrenden Winternacht so leicht bekleidet zum Hausthor kömmt, wo der Nordwind durchpfeift, und dort zu Viertelstunden auf den im Gedränge befindlichen Wagen oder Tragsessel warten muß. Auf diese Art sind vor kurzem einige blühende Weiber und Mädchen schnell — weil schon vom griechischen Costüm die Rede ist — in Charons Nachen hinab gestiegen; und doch hat selbst dieses Beyspiel ihre hiesigen Schwestern nicht merkbar geschreckt.

XXII.

Der Ridikül.

Noch vor fünf und zwanzig Jahren fanden die Weiber kaum Mittel genug, ſich recht breit zu machen; der damahlige Strickrock wuchs zu einer Peripherie an, daß die beyden Enden davon zu den Wagenfenſtern hinaus ragten, und keine Dame ſelbſt durch die weiteſte Flügelthüre gerade vorwärts gehen konnte. Wenn man jetzt noch manchmahl eine abgelebte Matrone auf dem Theater in jenem echten Gala-Prunk auftreten läßt, ſo heißt es Caricatur, und das werthe Publicum lacht ſich halb krank darüber.

So fällt man von einem Extrem auf das andere: heut zu Tage wollen ſämmtliche Töchter Evens ſo ſchmahl ſeyn als möglich. Unter dem ehemahligen Strickrock und den Buffanten waren ein Paar Säcke, die für ein Magazin dienen konnten, und wo hinein oft ein halbes Dutzend Teller voll Confituren und Obſt geleert wurden. Jetzt darf unter dem dünnen griechiſchen Röckchen und Hemd-

chen — wenn doch eines da iſt — nicht ſo viel Raum ſeyn, daß ein ſeidnes Börschen mit drey Ducaten Platz fände; man will ſchlank ſeyn wie eine Pappel, ohne Falte und Wülſtchen.

Da man aber denn doch Bedürfniſſe hat, die ein Schnupftuch, einen Fächer ꝛc. nöthig machen; da man ein Plätzchen braucht, um einen weiblichen Arbeitszeug pro forma, und ein Billet doux im Ernſte aufzubewahren, ſo hat man glücklicher Weiſe den Ridikül erfunden. Dieſes Möbel iſt nichts anderes als ein größerer oder kleinerer, ſchlichter oder verzierter runder Beutel, der oben zugeſchnürt wird, ungefähr wie die Beutel der Tabaksraucher. Er iſt jetzt das Univerſal-Magazin der weiblichen Welt, worin die ganze Maſſe jener wichtigen Nichtswürdigkeiten ſteckt, die zur Weſenheit unſerer eleganten Damen gehören. Ein Weib oder Mädchen ohne Ridikül außer dem Hauſe, wäre was ein Soldat ohne Patrontaſche, ein Schiffer ohne Compaß, ein Negociant ohne Börſenzettel.

Das Inventarium eines Ridikûls wäre manchmahl ein kurioſes, manchmahl ein intereſſantes Ding. Mancher Ehemann würde darin die Grundurſache der guten oder böſen Laune ſeiner werthen Hälfte; mancher Liebhaber den Schlüſſel zum Herzen ſeiner Schönen; mancher Doctor die Diagnoſis einer Unpäßlichkeit viel ſicherer als im Pulſe finden.....

Nicht ſelten iſt dieſer Ridikûl eine wahre Pandora-Büchſe.

XXIII.

Lectüre.

„Aber wozu nützt das Leſen?“ — ſo fragte einſt der franzöſiſche König Ludwig XIV. bey der Tafel den Herzog von Vivonne. Sire! antwortete der Herzog, das Leſen wirkt auf den Geiſt eben ſo, wie ihre ge-

bratenen Repphühner auf den Körper. Der wackere Mann war wohl bey Leibe, und hatte eine recht blühende Gesichtsfarbe.

Dieser Ausspruch des Vivonne könnte allenfalls auch zur Antwort auf die Anfrage dienen, welche man vor einigen Jahren in einem in Wien gedruckten Journal gethan hat:„ Ob das Menschengeschlecht durch die Erfindung der Buchdruckerkunst etwas gewonnen habe?" — Eine Frage, neben welche man allenfalls auch folgende stellen könnte: Ob das Menschengeschlecht durch die Erfindung der Kochkunst etwas gewonnen habe? — denn es gab ja bekanntlich einst recht rüstige Menschen, die rohe Eicheln und rohes Fleisch, mit eben so viel Appetit verzehrten, als wir jetzt ein Hühnerfrikasse oder eine Schnepfenpastete.

Es ist schon bald ein Viertel-Jahrhundert, daß im Publico von Wien eine etwas ungewöhnliche Aufwallung für bessere Lectüre entstand; sie dauerte aber nicht gar lange, und ist seitdem stets mehr ins Sinken gerathen: ein Umstand, der für die Frager

über den Nutzen der Buchdruckerkunst nicht wenig trostreich seyn muß.

Die jüngste saubere Periode der französischen Geschichte hat zwar die Lust zu lesen wieder etwas aufgeregt; aber das war eigentlich nur ein Trieb der Neugierde, mit etwas politischer Schwadroniersuchr versetzt, und der leidige Gegenstand hat denn endlich alle Welt ermüdet und angeeckelt.

Heut zu Tage lesen in Wien eigentlich nur zwey Classen von Menschen: diejenigen, welche aus Geschmack, Pflicht oder Angewohnheit sogenannte Brodwissenschaften treiben; und diejenigen, welche sich vor der Langweile retten wollen, aber keine theueren Unterhaltungen mitmachen können.

Diese Angabe ist Regel; wie von jeder Regel, so gibt es zwar auch von dieser Ausnahmen, deren Verhältniß jedoch zur erstern so unbedeutend ist, daß es nicht in Betrachtung kömmt.

Die Lesegegenstände der ersten Classe bestimmen sich von selbst; es sind nähmlich die eigentlich scientifischen Werke; und in dieser

Hinsicht ist man noch ziemlich erbaut, die Lesezimmer der hiesigen öffentlichen Bibliotheken stets so stark besucht zu finden.

Die Seelenspeise der zweyten Classe ist das unausrottbare, sich ewig fortpflanzende und vermehrende literarische Polypen-Geschlecht der flachen, stets geist- und oft sinnlosen Romane und platter Flugblätter. Wahrlich, der Mann hat Recht, welcher sagte: „das Glück von tausend Büchern macht bloß das genaue Verhältniß zwischen der Ideen-Armuth des Verfassers und der Ideen-Armuth des Publicums.“ Denn, wenn dieses nicht wirklich der Fall wäre, wie hätten die zentnerschweren Schreibereyen von Eckartshausen und Cramer, die unsinnigen Geister- und Zauber-Romanen, die albernen Ritter- und Banditen-Geschichten, die hundertbändigen Land- und Winter-Bibliotheken, die unabsehbaren Reihen von blauen, gelben, grünen, rosenfarbnen ꝛc. ꝛc. Romanen-Bibliotheken auch nur den Druckerlohn ersetzen können!

Fern sey es von mir, ein Buch deßwe-

gen für nichtswürdig zu halten, weil es die Form eines Romans hat: im Gegentheil, es gibt einige wenige dieser Art, die mehr Geist, Weltkenntniß und Lebensweisheit enthalten als ganze Dutzende von sehr ernsthaften und schweren Werken; aber gerade solche sind in der Welt der gewöhnlichen Romanenleser am wenigsten bekannt.

Bey Gelegenheit der Lectüre ist es ganz natürlich, auch von den Schriftstellern zu reden. Ein Freyherr von Lichtenstern, welcher sich seit einigen Jahren viel und glücklich mit der österreichischen Staatskunde abgibt, versichert in seiner statistischen Schilderung, die österreichische Monarchie habe 900 Schriftsteller, worunter die überwiegende Zahl von 720 deutschen Autoren sey; unter diesem ganzen Schriftsteller-Personale befinden sich 4 fürstliche Personen, 21 Grafen und 35 Baronen; — eine glänzende Priesterschaft im Tempel der Musen — auf Vier österreichische Autoren komme aber jährlich nur Ein litterarisches Product; folglich lieferten die österreichischen Länder, bey

einem Flächeninhalte von 10,000 Quadrat-Meilen und bey einer Population von 24 Millionen Seelen, jährlich nur 245 Schriften aller Art.... Welche Sterilität gegen die kaninchenartige literarische Zeugungskraft in den bloßen zwey sächsischen Kreisen!... Dieser Abstand wäre wirklich eine Art von Schande, wenn es nicht eine allbekannte Sache wäre, daß man von so vielen Büchermachern an der Elbe, Pleiße, Saale, Spree ꝛc. sagen darf:

Ingenii largitor — Venter!

XXIV.

Einfluß der Weiber auf die Lectüre.

Wenn heut zu Tage ein Buch in Wien sein Glück machen soll, das heißt, wenn es stark gekauft oder doch gelesen werden will, so muß es die Weiber interessiren.

Zur Erweckung dieses Interesse gibt es

drey Wege: Erſtens recht viel von Liebe im Buch; zweytens enthuſiaſtiſche Lobſprüche auf das weibliche Geſchlecht; oder drittens auch pikante Kritik über dasſelbe.

Recht viel von Liebe; man mag nun immerhin dagegen ſagen:

„Schon wieder Liebe! und ewig Liebe!
Und nichts als Liebe?

ſo iſt die Antwort darauf:

„Närrchen, wovon
Denn ſonſt? und was iſt unterm Mond
denn wohl der Rede werth, als Liebe?
Und unterm Mond und überm Mond
was anders iſt's, als ew'ge Liebe,
was überall athmet, wirkt und webt,
und alles bildet und alles belebt*)?

Die weiblichen Geſchöpfe, welche ſich mit Lectüre abgeben können, ſind in der Regel die Mädchen und jüngeren Weiber aus der wohlhabenden Claſſe, denen es an nichts gebricht, was zur Lebens- und Leibesnothdurft gehört, die folglich aller

*) Wieland. Liebe um Liebe.

Sorgen und Arbeiten überhoben sind, und somit Muße genug, ja sogar den Drang haben, bloß ihre Phantasie arbeiten zu lassen. Da nun bey reichlicher Diät und Müßigang der schöne Trieb (la belle passion: frühzeitig und gebietherisch in laeva parte mamillae *) zu rumoren anfängt, unsere überfeinen gesellschaftlichen Verhältnisse aber der Befriedigung desselben tausend Hindernisse in Prari entgegen stämmen, so ist es sehr natürlich, daß die lieben Kinder sich wenigstens mit der Theorie davon unterhalten, und das Glück der Liebe im sympathetischen Einklang mit den idealischen Helden und Heldinnen der Romane fühlen, von dessen reellen Genuß strenge, oder eigensinnige, oder eigennützige Väter, Mütter, Onkeln, Tanten ꝛc. sie noch immer ausschließen. — Bey dem hübsch zahlreichen Orden junger Weiber aber, die (freylich oft nur in ihrer Idee) unglücklich verheirathet

*) Diesen bekannten halben Vers ihren Schönen zu übersetzen, überlasse ich unseren jungen Herren, zu einiger Uebung im Latein.

ſind, müſſen die giganten von moraliſcher Vollkommenheit, welche in den Alltags-Romanen wie Pilze aufſchießen, die getäuſchten Erwartungen aus dem wirklichen Leben erſetzen, und die eraltirte Malcontentin für das désagréable personnage des mürriſchen oder eigenſinnigen Herrn Gemahls entſchädigen.

— Enthuſiaſtiſche Lobſprüche auf das weibliche Geſchlecht. Da das moraliſche Lebensprincip der Weiber von einem Pol bis zum andern bekanntlich Eitelkeit iſt, dieſe aber nach Schmeicheley dürſtet wie das Auge nach Licht, das Ohr nach Wohlton, und da man dieſe Farbe ſelbſt bey verſtändigen Weibern hübſch dicht auftragen darf, ohne Gefahr ſie zu beleidigen, ſo iſt es in der Ordnung, daß jedes Buch, worin die Poſaune zur Ehre der Evenstöchter tönt, den erſten Platz auf der Toilette erhalte.... Haben ſie das Buch N. N. ſchon geſehen? ſchallt es den eintretenden Liebhabern, Hausfreunden, ja ſogar den Männern entgegen; es ſoll ſcharmant ſeyn, ich muß es

leſen; und nun haben die benannten Herren nichts Angelegneres zu thun, als eilig zum Buchhändler zu laufen, und das papierne Rauchfaß für die Hausgöttinn zu hohlen.

Pikante Kritiken. Dieß iſt eine Leſerey für die etwas älteren Schönen. „Man muß doch ſehen, was der Pedant, der Irokeſe, der Kaliban gegen uns ſagt, der vermuthlich nirgends ſein Glück machen kann!“ — Verabſchiedete und ſchmollende Liebhaber ſuchen ebenfalls dieſe Bücher, um ſie der Grauſamen oder Undankbaren in die Hände zu ſpielen, oder ſich ſelbſt durch die Anſicht des häßlichen Bildes über ihren Unſtern zu tröſten.

XXV.

Theater an der Wien.

Dieſes jüngſte aller hieſigen Schauſpielhäuſer hat trotz den wenigen Jahren ſeines Daſeyns ſchon mancherley Herren und Schickſale gehabt.

Der bekannte Emanuel Schikaneder fing im Jahre 1797 den Bau desselben an, und vollendete ihn mit so außerordentlicher Geschwindigkeit, daß er im Junius 1800 schon darin spielen konnte. Den Tag bevor er hierher übersiedelte, gab er im alten Theater auf der Wieden noch ein Gelegenheitsstück, betitelt Thespis, den er selbst spielte, und dann mit seiner ganzen Truppe mit Sack und Pack über den Wienfluß herüber in den neuen dramatischen Tempel zog. Da sah man den bekannten alten Vers realisirt.

Dicitur et plaustris vexisse poëmata Thespis!

Das Theater liegt an einem ziemlich günstigen Platz dießseits der Wien, hinter der ersten Häuserreihe der dortigen Vorstadt; Schade, daß man es nicht ganz vorne auf das Glacis gesetzt hat, denn diese Lage wäre ungleich schöner und vortheilhafter. — Der Architekt war ein hiesiger Baumeister, Nahmens Jäger.

Es hat zwey große Eingänge: den einen vorne gegen die Hauptstraße, wo die Fiacker halten müssen; den anderen an der Sei-

te gegen die Stadt, wo die Herrſchaftswe
gen anfahren. Bekanntlich ſetzt man ſo
auf die Eingänge der Schauſpielhäuſer ei
von den Muſen der dramatiſchen Kunſ
Herr Schikaneder aber muß ſeine wert
Perſon für intereſſanter gehalten haben, a
Thalien und Melpomenen, denn er ließ ſi
ſelbſt als Papageno über dieſes Thor
tzen, wie er ſein Lockpfeifchen gegen d
Stadt hinein bläst, und neben ihm e
paar pausbackige Buben, die ihre Ne
ſchon voll — Vögel haben . . . . M
ſagt, er habe dieſes gethan, weil ihm d
beliebte Papageno oder die allbekannte Za
berflöte — welche er ungefähr ſechsthal
hundertmahl gab — vorzüglich auf die B
ne geholfen hat. Das mag ſeyn; indeſſen h
be ich den guten Emanuel, der gegen ſec
Fuß hoch iſt, einen Speckhals hat wie A
tellius weiland, eine gute Klafter in der P
ripherie mißt, und ſo ein dritthalb Zentn
wiegt, immer als einen etwas ſchwer
Papageno gefunden.

Das Theater ſelbſt iſt geräumig, etw

breiter, und um vieles tiefer als jedes andere hier; man kann es rückwärts in einen Hof und bis auf eine Straße öffnen, und somit Gegenstände, die ein solches Perspective fordern, gut darstellen. Diese Anlage wird denn auch auf eine höchst eingreifende Art benützt: so kömmt zum Beyspiel die Gräfinn Walltron (in dem bekannten Stück) in einem ordentlichen Pirutsch mit vier leibhaften Postpferden bespannt, und fährt in Carriere auf dem Theater herum; so kömmt der Prinz mit einer Suite von Adjutanten und Husaren zu Pferde, und alles dieses sprengt im Galopp im Lager herum. In einem anderen Stücke marschirt Cavallerie in Reih und Glied auf, und haut in Infanterie ein ꝛc. lauter Dinge, an denen sich das liebe Publicum nicht satt sehen kann.

Die Höhe des Hauses ist so, daß man die Cortine und Decorationen ganz empor ziehen kann, ohne sie aufzurollen. Unter den Decorationen sind viele recht gute und manche prächtige, und die Maschinerie ist leidlich. Auf der Cortine ist die Landschaft und

der Baumſchlag gut, die Figuren ziemlich ſchlecht, und das Ganze wird durch den läppiſchen Einfall verdorben, eine große Schlange, ich weiß nicht mit wie viel Köpfen (ſollte vermuthlich Neid und Verfolgung vorſtellen) auf den armen Schächer Thespis loszulaſſen, der mit einem Jammergeſicht in der Mitte ſteht, nicht weiß wo aus noch ein, und von einem kleinen Genius mit dem Flammenſchwert gerettet wird.

Das Amphitheater hat ein freundliches Anſehen, es iſt himmelblau mit Silber. Es hat achtzehn Logen, zwey Parterre, und vier Gallerien über einander. Um für mehr Menſchen Platz zu gewinnen, hat man die Sitze allenthalben etwas mehr zuſammen gedrängt als bequem iſt. Im Ganzen iſt dieſes Theater beſſer gebaut als die übrigen hier.

Schikaneder gab Luſtſpiele, Schauſpiele und Trauerſpiele, mitunter auch ſogenannte große heroiſche Opern, meiſtens von ſeinem eigenen Machwerk.

Nach zwey Jahren kaufte ein hieſiger Kaufmann, Nahmens Zitterbart, welcher

ſchon bey dem Bau des Theaters ein großer Theilhaber war, das Privilegium auf dieſes Theater, das Theater ſelbſt, die Garderobe und allen dahin gehörigen ſceniſchen Plunder für 100000 Gulden vom Hr. Schikaneder vollends an ſich, und war dann alleiniger Eigenthümer. Schikaneder mußte die Direction abgeben, ging auf das Land, und kam nur ſelten, um eine ſeiner alten Rollen zu ſpielen.

Das ging in die Länge nicht an. Schikaneder hat ſein eigenes Publicum, dieſes vermißte ihn allenthalben, und äußerte ſeine Sehnſucht nach ihm ſo laut, daß Zitterbart den unentbehrlichen Mann neuerdings herbey rufen, und zum Director ſeines Theaters machen mußte.

Zitterbart vermehrte ſein Perſonale, bezahlte es gut, auch wohl übermäßig, wußte ſogar Leute von den Hoftheatern auf das ſeinige zu ziehen, und ſorgte beſonders für Sänger und Sängerinnen. Nebſt den eigenthümlichen Lieblingsſtücken ſeiner Bühne, fing er jetzt an hauptſächlich Singſpiele von

den Pariſer Theatern zu geben, die zum Theil recht gut exequirt, und ſo häufig mit neuen und immer neuen gewechſelt wurden, daß ſein Haus ſtets voll war.

Das Theater an der Wien, welches Anfangs bloß mit dem Leopoldſtadt-Theater rivaliſirt hatte, rivaliſirte jetzt ſogar glücklich mit den Hof-Theatern in der Stadt.

Unter dem ſämmtlichen ſpielenden und ſingenden Perſonale iſt zwar nicht ein einziges hervorragendes Talent; allein die Leute ſind ſo zuſammen gewöhnt, daß ſie manche Stücke recht leidlich aufführen; dieß iſt aber auch das Maximum was man von ihnen ſagen kann, obſchon ſie unter den alten und jungen Wienern eine ganze Legion enthuſiaſtiſcher Lobredner haben, denen in einem anderen Theater gar nichts gefällt, und die in der Hitze der Hundstage wie im Schneegeſtöber des Januars keuchend dorthin traben, um das Labyrinth oder den Walltron zu ſehen.

Unter die Dichter dieſes Theaters gehörten — wenigſtens in der Schikanederiſchen

und Zitterbartischen Zeit — vorzüglich auch der Maschinist, der Decorateur und der Schneider, so wie unter die Acteurs eine Compagnie Füsiliers und ein Zug Cavallerie-Pferde gehörten; denn die Lobeserhebungen der dortigen Stücke fangen gewöhnlich mit der Litaney von schönen Decorationen, künstlichen Verwandlungen und prächtigen Kleidern an. Hat vollends Infanterie und Cavallerie viel bey einem Stück zu thun, so ist sein Glück gemacht; bey solchen Vorstellungen haben die Cassiers nicht Hände genug zum Geld nehmen, und ein Paar hundert Schaulustige müssen aus Mangel an Platz bey der Thüre wieder umkehren.

Dieß ist aber auch nöthig, wenn sich das Theater erhalten soll. Unter Zitterbart betrugen die fixen Besoldungen des sämmtlichen zum Hause gehörigen Personale wöchentlich 2000 Gulden, macht in einem Jahre bloß an Besoldungen 104000 Gulden. Hierzu rechne man noch die theuern Decorationen und Garderobe, die Maschi-

nerien, die Beleuchtung, die A
die Statisten, deren man stets ei
geheuere Menge braucht, die Be
für die Dichter, Uebersetzer, Musi
positoren, die Unterhaltung des
des ꝛc. Alles dieses nur als die
te der Besoldungssumme angesch
macht 54000 fl. Folglich hatte diese
ter bloß für reine Ausgaben jährlich 1
Gulden nöthig.

Eine neue Scene! Im Jahre 180
te der Baron Peter von Braun,
und Vice-Director der beyden Hoft
dieses Theater von Zitterbart plötz
sich, und wie man sagt, um den hohe
von Einer Million. Mit Anfang
sten wurde schon auf seine Rechnung
Er behielt das ganze Personale, auf
Director Schikaneder, welcher aug
lich abtrat. Es wurde nach der Zitt
schen Anlage fortgespielt, und haupt
auf die französischen Operetten gehalt

So ging es ein halbes Jahr: und
mirabile dictu!.... rief auch der

von Braun den schnell verschwundenen Schikaneder wieder herbey, und stellte ihn mit Anfange des Septembers an die Spitze seines so neu und so theuer angekauften Theaters an der Wien.

Wahrhaftig! es ist, als ob im Buche des Schicksals geschrieben stünde, daß Schikaneder nicht ohne diesem Theater, und dieses Theater nicht ohne Schikaneder seyn könne!

XXVI.

Sonntags-Publicum.

Das Publicum!.... Nichts ist geschwinder gesagt, aber unter hunderten, die das Wort aussprechen, denkt sich fast jeder andere Bestandtheile von dem was Er das Publicum nennt; denn, der Prediger hat sein Publicum, der Autor hat sein Publicum, der Journalist und Zeitungsschreiber

haben das ihrige, der Künstler hat sein Publicum, der Kaufmann, der Gastwirth, der Kaffehsieder, der Feuerwerker, selbst der Käsekrämer hat das seinige, und jeder spricht: das Publicum will dieß, das Publicum will das, man muß das Publicum gut bedienen, das Publicum leidet dabey ꝛc. ꝛc.

Die Prater-Allee rechts hat ihr Publicum, und die Prater-Allee links hat ihr Publicum, der Schwarzenbergische Garten hat sein Publicum, der Augarten hat sein Publicum, die Bastey hat das ihrige.

Allein dieses Publicum ist nicht immer das nähmliche. Man gehe nur von der ersten Prater-Allee in die zweyte: welch ein Abstand! gerade als wenn man plötzlich aus der Hauptstadt in eine Provinzstadt gereiset wäre.... Man gehe in den Augarten frühe vor 9 Uhr, und gehe dahin Abends um 6 Uhr; ganz ein anderes Publicum.... Man spatziere über die Basteyen am Samstag, und wiederhohle dieses am Sonntag; es findet sich ganz eine andere Welt daselbst.

Vor allen aber haben die Schauspiel-

häuser ihr Publicum: die Hoftheater haben das ihrige, das Theater an der Wien hat das seinige, der Kasperl hat das seinige, auch das Theater in der Josephstadt hat das seinige.

Auch dieses Publicum ist nicht immer das nähmliche: ein anderes an Wochentagen, und ganz ein anderes an Sonntagen und Feyertagen.

Auffallend ist der Abstand, wenn man an diesen Tagen in die besseren Theater geht. — Da wird gewaltig geräuspert und geschneutzt, da werden noch häufige Thränen aus den Augen gewischt, wenn die Vorstellung rührend oder tragisch ist; da ertönt ein hellschallendes anhaltendes Gelächter, ein betäubendes Beyfallklatschen, wenn das Schaustück komisch ist.

An solchen Tagen gehen nähmlich die geringeren Bürgersleute, die kleineren Beamten und Hausofficiere, und mancherley Menschenclassen hinein, für die das Theater nicht bloßer Conversations-Platz oder Asyl gegen die Langeweile ist, wie für das reichere Pub-

licum, sondern wirklicher Genuß und hinreissende Täuschung, ohne viele Bekanntschaft mit dem ästethischen Werthe der Stücke.

Auch benützen die Herren Schauspielunternehmer diesen Umstand: sie geben an solchen Tagen gewöhnlich Sachen, wo recht viel zu schauen ist, oder gräßliche Ritterstücke, wundersame Zauberstücke, auch Lustspiele mit hoch-derben Späßchen durchspickt.

Diese Spielwerke, welche das Publicum der Wochentage mit Achselzucken und Naserümpfen aufnimmt, geben an Sonntagen ein köstliches Schaugericht für das Publicum des Tages. Der Dichter und der Schauspieler sind an den Tagen, wo es roth im Kalender steht, viel besser daran als an den übrigen; und selbst der feinere Kenner, der während des Stücks mit kaustischer Miene sagt: Heute ist wieder ein wahres Sonntags-Publicum da, selbst dieser beneidet oft den sonntäglichen Zuschauer um die lebendige Illusion, welche das matte Drama auf diesen macht, das sein Zwergfell oder seine

Thränendrüſe in eine beynahe convulſiviſche Bewegung ſetzt.

Ein ſo mißliches Ding iſt es um den hohen Beyfall des ſogenannten Publicums. — Ein ſtrenger Kritiker ärgerte ſich einſt gräulich über ein ſchlechtes Stück, das doch gewaltig applaudirt wurde. Aber Sie hören doch den Beyfall des Publicums, ſagte man ihm. — Das Publicum! rief er; das Publicum! wie viele Maulaffen braucht es denn auch, um ein Publicum beyſammen zu haben?....!

XXVII.

Penſions-Inſtitute.

„Siebzig bis achtzig Jahre, iſt des Menſchen höchſtes Ziel,“ ſagt König David der Mann nach dem Herzen Gottes. Aber noch ehe wir an dieſes Ziel gelangen, und wenn wir es vollends um einige Jährchen

überschreiten, sind wir sehr häufig schon abgestumpfte Geschöpfe, Invaliden an Leib und Seele.

Dieses Schicksal trifft beynahe noch häufiger Leute, die mit dem Kopfe, als jene, die mit Händen und Füßen arbeiten.

Die öffentlichen Staatsbeamten und die Hausbeamten des Hofes haben, wie billig nach langen Dienstjahren und bey einem siechen Körper, die Anwartschaft auf eine normalmäßige Pension.

Unter der großen Maria Theresia, die es an Wohlthätigkeit nie fehlen ließ, wo es ihr möglich war, durften verdiente Leute sicher auf Pensionen rechnen, nur das Mehr oder Weniger hing oft von Protectionen ab, und wurde somit — freylich ohne Schuld der Monarchinn — nicht immer ganz nach Verdiensten ausgespendet. Um diesem Gebrechen abzuhelfen, errichtete Kaiser Joseph II. ein festes Pensions-Normale, sowohl für die Beamten selbst, als für die Witwen derselben; und dieses wird im Ganzen auch jetzt noch befolgt.

Eben so ist die Einrichtung in großen adelichen Häusern, wie auch in den Häusern der größern Bankiers, Agenten, und anderer wohlhabender Privatleute, wo alte abgelebte Domestiken für treu geleistete lange Dienste lebenslänglich versorgt werden.

Indessen gibt es noch mancherley Classen von Leuten, welche auf die oben erwähnten Anstalten keinen Anspruch zu machen haben, und die also in freywillige Verbindungen zusammen getreten sind, um durch privat Pensions-Institute (jedoch unter Autorisirung des Staats) für sich und die Ihrigen zu sorgen.

Die vorzüglichsten dieser Institute in Wien sind folgende:

Pensions-Anstalt der Mitglieder der juridischen Facultät; es steht jedem frey, in das Institut einzutreten oder nicht. Wer beytreten will, erlegt nach erhaltener Doctor-Würde 200 fl. mit Einmahl, und bezahlt dann einen alljährlichen Beytrag von 20 fl.

Pensions-Anstalt für die Witwen der

hiesigen Aerzte: Einlage 450 fl. jährlicher Beytrag 20 fl.

Witwen-Societät der bürgerlichen Chirurgen: Einlage 225 fl. jährlicher Beytrag 10 fl.

Pensions-Anstalt der Tonkünstler-Gesellschaft: Einlage 150 fl. jährlicher Beytrag 12 fl. Diese Gesellschaft gibt alljährlich in der Woche vor Weihnachten im Hoftheater zwey große Akademien, wovon der Ertrag in den Pensions-Fond ihrer Witwen fließt.

Pensions-Anstalt der bildenden Künstler, als da sind: Mahler, Bildhauer, Kupferstecher ꝛc. sowohl für sich selbst, in den Jahren, wo die Sinne für die Kunst schon stumpf geworden sind, als für ihre Witwen und Waisen. Einlage dabey von 100 bis 400 fl. jährlicher Betrag von 8 bis 32 fl. Sie haben von dem jetzt regierenden Kaiser eine gewisse Zahl von Redouten erhalten, die alljährlich am Sonntag vor dem Katharinentag gegeben wird, und wo-

von der Ertrag zu ihrem Fond geschlagen wird.

Pensions-Institut der bürgerlichen Kaufleute: Einlage 400 fl. jährlicher Beytrag 20 fl.

Pensions-Institut der Hausofficiere: Einlage 100 fl. jährlicher Beytrag 20 fl.

Hülfs-Confraternitäts-Casse für die Handlungsdiener: Einlage bis zum vierzigsten Jahre 5 fl. jährlicher Beytrag 2 fl. vom ein und vierzigsten Jahre, Einlage 10 fl. jährlicher Beytrag 5 fl. Pension monathlich 10 fl. gegen Entrichtung von 50 fl. erhalten auch die Witwen und Waisen die nähmliche Pension.

Pensions-Institut für die Wittwen der Lehrer der Trivial-Schulen in den Vorstädten: Einlage 10 fl. jährlicher Beytrag 6 fl.

Witwen- und Waisengesellschaft für herrschaftliche Wirthschaftsbeamte: Einlage 200 fl. jährlicher Beytrag 16 fl.

Pensions-Institut für Witwen und Waisen der Trompeter und Pauker: Einlage 12 bis 18 fl., jährlicher Beytrag 2 fl.

Die Verbrüderung zur Wohlthätigkeit, ein Institut der Livree-Bedienten; Einlage monathlich 10 kr.; ein dienstloser Bedienter erhält monathlich 4 fl. die Witwe 3 fl.

Die Capitalien dieser Institute sind entweder in öffentlichen Staatsfonds, oder auf andere sichere Art auf Zinsen angelegt. — Bey einigen werden die Pensionen stets in gleicher Summe vertheilt; bey anderen wird die jährliche Dividende, nach der größeren oder kleineren Anzahl der pensionirten Mitglieder oder Witwen, größer oder kleiner gemacht.

Diese Institute machen wahrlich unserer Zeit und unserer Stadt Ehre. Es ist sehr zu wünschen, daß bey der stets wachsenden Theuerung aller zu unserem Leben nöthiger Bedürfnisse, noch mehr solche Tempel der Wohlthätigkeit zum Asyl für das verdienstlose Alter, für dürftige Witwen und Waisen eröffnet werden mögen!

XXVIII.

Die Nothhelferinn Euterpe.

Unter den holden neun Schwestern am Pindus ist bekanntlich Euterpe die Schutzgöttinn der Musik.

Diese schöne Kunst hat in Wien unzählige Tempel und Altäre, und das mit Recht. Eine Lobrede auf sie halten, wäre überflüssig, da ihr milder Einfluß seit den uralten Zeiten des Orpheus und Amphion, sich durch alle Jahrhunderte und bey allen Völkern auf eine wohlthätige Weise bewährt hat. Auch fanden sich hier schon seit langer Zeit Priester vom ersten Range für den Dienst Euterpens, und machten Tausende von eifrigen Proselyten für die herzenlenkende Göttinn.

Um nur einen Blick auf die neuesten Zeiten zu werfen: wer denkt nicht noch mit Enthusiasmus an die Zauberer Gluck und Mozart? haben wir nicht noch Haydn, Salieri, Weigl, Beethoven ꝛc. ꝛc. ohne der Tonsetzer vom zweyten Range zu erwähnen,

deren Anzahl größer ist, als an irgend einem anderen Platze.

Dieses respectable Chor von großen Meistern hat denn natürlich einen so großen Haufen von Dilettanten gebildet, und eine so allgemeine Anhänglichkeit an das Vergnügen der Musik bewirket, daß nach Zeiten und Umständen Euterpe eine wahre Nothhelferinn wird.

Um das Publicum für irgend einen wohlthätigen Zweck zu interessiren, darf man nur eine musikalische Akademie geben, und es fällt sicher eine reichliche Einnahme aus.

Der dauerhafteste Beweis davon ist die alljährliche Akademie zum Besten der Witwen von Musikern. Sie wird in der Weihnachtswoche zweymahl im Burgtheater von einem aus mehr als zweyhundert Köpfen starken Orchester gegeben, und bringt stets eine ansehnliche Einnahme.

Eine ähnliche Akademie wird in der Charwoche für die Theater-Armen gegeben; dieß sind abgelebte Arbeits- und Hand-

werksleute, Billeteinnehmer, Instrumententräger, Ansager ꝛc. ꝛc. denen man zu ihrer kleinen Pension noch diese jährliche Gratification verschafft.

Seit der Wiedererrichtung des Bürgerspitals wird auch zum Besten der dort aufgenommenen Armen alljährlich eine fruchtbringende Akademie gegeben.

Man hat schon musikalische Akademien für Abgebrannte, für Wasserbeschädigte, für Soldatenwitwen, für das Institut von kranken Kindern, ꝛc. ꝛc. gegeben, und sie haben immer ihrem menschenfreundlichen Zwecke entsprochen.

Somit verdient Euterpe mit Fug und Recht den verehrlichen Nahmen einer Nothhelferinn.

XXIX.

Was ist die Stadt Wien werth?

Eine curiose Frage und eine schwere Aufgabe!.... Um nicht mißverstanden zu werden, muß ich also erklären, daß diese Frage hier in dem Sinne zu nehmen sey, wie wenn man sich zum Beyspiel vor ein schönes großes Haus hinstellt, und fragt: was ist dieses Haus werth? Um den Werth eines Hauses zu bestimmen, nimmt man das jährliche Erträgniß davon zum Maßstabe an; und wollte man es allenfalls bey einer Brand-Assecuranz-Anstalt tarieren, so müßte man auch den Werth der darin befindlichen Möbeln in Anschlag bringen, um einen gehörigen Schätzungspreis anzugeben.

Wohlan! wir wollen nach eben diesen Grundregeln sehen, was die Stadt Wien werth ist.

Im Jahre 1789 gab das Erträgniß der Hausmiethe in der Stadt und in den Vorstädten die Summe von 2897275 Wiener Gulden, die an Capital-Werth — zu

5 vom 100 angeschlagen — 6194550 6 Gulden ausmachen.

Im Jahre 1801 gab eben diese Hausmiethe 4342812 Gulden.

Im Jahre 1804 kann man sie (nach den gewaltsamen Mietherhöhungen) auf die runde Summe von ungefähr 5500000 Gulden anschlagen.

Hierbey ist zu bemerken, daß alle Hof- und Staatsgebäude, die Gebäude für alle öffentlichen Anstalten, die Kasernen, Klöster ꝛc. nicht zu den fruchtbringenden Häusern gerechnet sind, und doch in der Stadt selbst ungefähr den fünften Theil derselben ausmachen. — Eine ansehnliche Zahl solcher Gebäude befindet sich auch in den Vorstädten.

Alle diese Gebäude nach dem für jetzt sehr mäßigen Miethpreis von Einer Million angeschlagen, gäbe also die Total-Summe von 6500000 Gulden.

Folglich gibt diese Summe an Capital-Werth zu 5 von 100, ungefähr 130 Millionen Gulden.

Dieß wären jedoch bloß die nackten Gebäude ohne alle innere Einrichtung. Wer die Ueberfüllung von Menschen in den Wienerschen Häusern, und den seit kurzem eingerissenen Luxus in Ameublement kennt, der wird es sicherlich nicht zu hoch finden, wenn ich den Werth der Tapeten, Spiegel, Parketten, Kästen, Sophas, Betten, Sessel, Tische, Luster ꝛc. ꝛc. ꝛc. auf die Hälfte des nackten Häuserwerths setze: gäbe also zu den 130 Millionen noch 70 Millionen.

Folglich in Summa Summarum zweyhundert Millionen.

Allerdings eine ansehnliche Summe! und doch, wer würde es auf sich nehmen wollen, für dieses Geld ein zweytes Wien herzustellen?

XXX.

Vorschlag zu einer großen Bequemlichkeit.

Man weiß, daß in Wien jährlich eine überwiegend große Menge von Menschen an der Lungensucht sterben; und eben so allgemein bekannt ist es, daß eine Menge von Lungenkrankheiten durch das unabläſſige Auf- und Absteigen der vielen Treppen in den hiesigen hohen Häusern verursacht wird.

Gesetzt nun auch, daß man nicht eben lungensüchtig werde, so ist es doch eine äußerst unangenehme Sache, und ein Umstand der viel Zeit und Mühe verlieren macht, wenn man beynahe täglich so oft Treppen auf Treppen ab rennen muß, und nicht selten vergebens.

Man nehme den nächsten besten Fall, welcher jedem hier Wohnenden gewiß die Woche ein Paar Mahl begegnet. Ich wohne z. B. im dritten Stocke, und will heute so um fünf Uhr Abends zu H. A. gehen, um ein Geschäft zu betreiben. H. A. wohnt

auch im dritten Stocke, er iſt zwar zu
ſe, allein es iſt der Agent Z. bey ih
kann mich heute nicht anhören, ich
alſo wieder ab. Da ich ſchon Ein Mal
ßer Hauſe bin, ſo will ich meinen
Freund B. beſuchen; er wohnt im
Stocke, ich erklettere den häuslichen T
niemand zu Hauſe, es geht alſo
vier Treppen abwärts. Wohl! es iſt
ſechs Uhr, ich gehe zu Herrn C. er
nur im dritten Stocke, man freut
mich zu ſehen, bedauert aber, daß ma
halb ſieben Uhr bey H. Y. ſeyn muß
man ſchon ſeit 14 Tagen engagirt iſt
verdaue auch dieſe ſechs Treppen, und
dere zu der Familie D. Sie haußen
auch im vierten Stocke, aber die triff
faſt täglich zu Hauſe; ich arbeite mich
etwas keuchend abermahl 60 Stufen
por; alle Hagel! an der Thüre ko
mir Herr und Frau D. entgegen, mit
ter-Billetten in Händen; ſie wollen
auch das neue Ballet ſehen, von de
viel Lärmens iſt; ich ſoll, ich müſſe m

nen, sie haben gesperrte Sitze im dritten Stocke, und da setzen wir uns zusammen, und plaudern recht herzlich; ich mache gute Miene zu bösem Spiel, trabe hinter ihnen drein die 60 Stufen wieder abwärts, und ins Theater, abermahl drey Treppen aufwärts. Nach dem Schauspiele nöthigen sie mich freundschaftlich, ein kleines Abendbrot mit ihnen einzunehmen, thut abermahl vier Treppen auf, vier Treppen ab, worauf ich dann zum Beschluß noch in meinen dritten Stock hinauf steige, und mich herzlich ermüdet zu Bette lege, nachdem ich seit fünf Uhr Abends sieben und funfzig Treppen, folglich nicht weniger als ungefähr 900 Stufen gestiegen bin.

Dieß waren nun, bis auf einen, lauter willkürliche Gänge. Nun nehme man einen Menschen an, der mancherley Geschäfte, Anfragen, Besuche, Aufwartungen ꝛc. von Amts- und Standeswegen zu machen hat: dieser kann des Tages ganz leicht siebzig bis achtzig Treppen auf und ab, und zwey bis drey Mahl die Hälfte,

oder auch wohl zwey Drittheile derſelben vergebens ſteigen, und Tags darauf die Runde von vorne anfangen.

Dieß iſt unſtreitig eine höchſt beſchwerliche Unbequemlichkeit, und gegen dieſelbe wage ich einen Vorſchlag:

Könnte man nicht, wenigſtens bey den Wohnungen im zweyten, dritten und vierten Stocke, ein kleines Glöckchen neben den Fenſtern der Dienſtbothenzimmer anbringen? Statt auf gerathewohl die vielen Treppen zu ſteigen, zieht man das Glöckchen, die Dienſtmagd öffnet ihr Fenſter, und antwortet auf meine Frage.

So habe ich in einigen Provinzen des deutſchen Reichs und der Schweiz allenthalben dieſe Glöckchen gefunden, wo ſie doch weit eher entbehrlich wären, als in den Wienetiſchen Häuſern.

Wenn man glaubt, daß die Gaſſenbuben mit dieſen Glöckchen Muthwillen treiben würden, ſo bedenke man, daß die Fenſter der Dienſtbothenzimmer faſt durchgehends in dem innern Hofe der Häuſer ſind,

wo die Gassenbuben gewöhnlich nicht vorbeygehen, und also den Ziehdraht nicht vor Augen haben. — Um alle Verwechselung der Quartiere desto gewisser zu vermeiden, könnte man am Ende des Ziehdrahtes auf einem kleinen Plättchen den Nahmen des Quartier-Inhabers schreiben.

XXXI.

Kaufmannsdiener. — Frauenschneider, Frauenschuster.

Wien hat gegen tausend Kaufmannsdiener: und könnte deren wenigstens die Hälfte entbehren.

Daß bey Eisenhändlern, Tuchhändlern, Gewürzhändlern, Spezereyhändlern ꝛc. Kaufmannsdiener seyen, ist natürlich, weil in diesen Niederlagen große Lasten zu heben sind, auch sonst schwere Arbeit zu thun ist.

Daß aber in Seidengewölben, in Galanteriegewölben, in Leinwand- und Cur-

rentgewölben ꝛc. drey bis vier handfeſte Kerls ſtehen, die ein halb Loth Seide abwägen, eine viertel Elle Band meſſen, ein Paar Ohrringelchen anprobiren, ein mußelinenes Halstuch aufſpreiten; dieß iſt doch allerdings unnöthig, ja ſogar widerſinnig. Dieſe ſtämmigen Burſche könnten doch wahrlich weit füglicher Leder gärben, Brod backen, Stiefel nähen, oder Hufeiſen ſchmieden.

In den Niederlanden, in Frankreich, in England ꝛc. findet man in den Kaufläden, wo bloß eigentlich weibliche Artikel verhandelt werden, auch bloß Weiber und Mädchen, denen dieſes Gewerbe unſtreitig natürlicher läßt, als den maſſiveren männlichen Ladendienern. Ob die hieſigen Handelsherren bey der gegenwärtigen Einrichtung gewinnen, weiß ich eben nicht: wenn man ſo häufig ſieht, daß die niedlichſten Stubenmädchen, die muthwilligſten Extramädchen, die aufblühenden Lehrmädchen der Modehändlerinnen gerade um die Stunde in die Seiden- und Gallanteriegewölbe gehen, wenn der Herr beym Eſſen oder ſonſt abweſend iſt,

und die Kaufmannsdiener allein dort sind, so müßte es kaum mit natürlichen Dingen zugehen, wenn nicht manche Elle Band, Spitzen, Flor oder Taffet bey Seite fiele. . . . . Ob die Moralität und Decenz dabey gewinne? je nu! geht im Sommer, wenn die Thüren dieser Gewölbe offen sind, vorbey, seht hinein, und hohlt euch selbst die Antwort. —

Warum trifft man auch nicht Anstalten, daß die Frauenkleider, und die feinen Weiberschuhe durch weibliche Hände verfertiget werden, statt eigene Frauenschneider und Frauenschuster zu haben? — Unstreitig ist das weibliche Auge besser geübt, um die Farben und Formen zu wählen, welche zu diesem oder jenem Teint oder Wuchs natürlicher passen, auch die weibliche Hand gewandter, um das feine Nähwerk, den Faltenwurf und den anschmiegenden Schnitt zu haschen und zu wenden, als der plumpere Knochenbau eines Spießbürgers von Schneidermeister.

Da die stets steigende Theuerung, die

ſtets anwachſenden Bedürfniſſe einer Haushaltung, die Heirathen in eben dieſem Verhältniß ſtets erſchweren und ſeltner machen müſſen; da man mit Recht klagt, daß eine zahlreiche Claſſe vom weiblichen Geſchlechte keinen anſtändigen und zweckmäßigen Erwerb finden könne: ſo würde durch ſolche Anſtalten dieſem Gebrechen größten Theils abgeholfen werden. Eine Menge Töchter aus dem meiſt unbemittelten Stande der Beamten und kleineren Bürger, welche keine Männer bekommen, und mit Recht nicht Luſt haben, Stubenmägde und Küchenmägde zu werden, würden in einem Kaufgewölbe, oder im Arbeitszimmer einer Unternehmerinn von Frauenkleidern eine anſtändige und hinreichende Beſchäftigung und Nahrung finden.

Kinderſchuhe werden ſchon häufig von unbemittelten Weibsleuten verfertiget: warum nicht auch die Schuhe der reichen Weiber? ſie ſind doch alle von ſo leichtem feinen Stoff, daß ſelbſt eine weiche Weiberhand zu deren Verfertigung hinreicht. Und da das Weibsvolk aus der wohlhabenden Claſſe von

achtzehn bis auf sechzig Paar Schuhe auf den Kopf jedes Jahr verbraucht, so möchten sie ein ansehnliches Quantum Hände beschäftigen.

Mir fällt bey Erwägung dieser Umstände immer die Erzählung von dem ehrlichen Landjunker ein, der sich mit seiner jungen Frau nach der Hauptstadt zog. Morgens kam der Friseur, ein junger kecker Bursch, wie sie alle sind von diesem Handwerk, diesem wirft sich die junge Frau, so eben aus dem Bette kommend, im nachlässigsten Nachtkleid unter die Hände, um die Haare in Ordnung zu bringen. Hierauf folgt der Schuster; er setzt sich auf ein Knie vor die auf dem Sopha gelehnte gnädige Frau, ergreift den Fuß, hebt ihn bis zu seinem Knie empor, drückt und befühlt ihn nach Gutdünken, um das Maß zu nehmen. Endlich trat der Schneider ein, und da ward es noch ärger. Meister Querbein entfernt alle Kleider bis auf Hemd und Nachtröckchen; er mißt von allen Seiten und nach allen Richtungen; er befühlt kunstmäßig Schultern und Hüften, und ist besonders aufmerksam das Maß um

den wallenden Busen recht genau zu nehmen. — Mit verbissenem Aerger sieht der Junker dieser Komödie zu, und Tags darauf führt er sein Weib wieder auf das Land zurück.

XXXII.

Rettungsanstalt für Scheintodte.

Die großen Verbesserungen unserer Zeiten in der Arzeney- und Wundarzeneykunde, die genaueren Beobachtungen und Erfahrungen über unsere animalische Maschine, haben gelehrt, daß viele Menschen, welche man für erstickt, erhenkt, ersäuft, erfroren, vom Blitz erschlagen ꝛc. und schon völlig leblos hielt, oft nur dem Anschein nach todt sind, und durch zweckmäßige Mittel wieder aus der todesähnlichen Betäubung zum vollkommenen Leben zurück gebracht werden können.

Um solche Verunglückte häufiger und

ſicherer beym Leben zu erhalten, iſt im Jahre 1803 eine eigene und förmliche Rettungsanſtalt für Verunglückte und Todtſcheinende, für die Reſidenzſtadt Wien und den Bezirk inner den Linien, vom Staate errichtet worden.

Um dieſe Anſtalt zur gedeihlichen Vollkommenheit zu bringen, ſind folgende zweckmäßige Einrichtungen getroffen worden.

Die Profeſſoren der Medicin und Chirurgie müſſen von nun an über dieſen Gegenſtand jährlich einige Vorleſungen halten, und bey den Prüfungen keinen Arzt oder Wundarzt approbiren, welcher nicht hierin eine vollkommene Kenntniß hat. — Die Wundärzte haben den beſonderen Auftrag, ihre Geſellen und Lehrlinge in dem Rettungsgeſchäfte zu unterrichten und zu üben. — In jeder chirurgiſchen Officin wird eine Rettungstafel angehäftet, worin kurze Anweiſungen über dieſen Gegenſtand enthalten ſind. — Da die Ertrunkenen oft durch Schiffer und Fiſcher gerettet werden können, ſo müſſen dieſe ſich in dem Rettungsgeſchäft der Ertrun-

kenen besonders unterrichten lassen, und jeder solcher muß vor Erlangung des Meisterrechts sich ausweisen, ob er die gehörigen Kenntnisse in demselben habe.

Da die schnelle Herbeyschaffung der Rettungswerkzeuge und jener Arzeneyen, welche bey solchen Unglücksfällen die Wiederbelebung bewirken, das Wichtigste ist, so werden zu diesem Behufe eigene Nothkästen vorhanden seyn, die von jedermann allenthalben leicht hingetragen werden können, und worin alle Rettungswerkzeuge und Arzeneyen nebst einem ausführlichen Unterricht vom Gebrauche derselben enthalten sind. Solcher Nothkästen sind in der Stadt acht, in jeder Vorstadt zwey, längs der Donau links und rechts zehn. — Da die Verunglückten sobald als möglich in ein Zimmer gebracht werden müssen, so sind an mehreren Orten, und besonders längs der Donau eigene bequeme Tragkörbe zu diesem Ende angeschafft worden. — Die Orte, wohin die Verunglückten gebracht werden sollen, sind vorzüglich die Officinen der Wundärzte, die

wo die Gassenbuben gewöhnlich nicht vorbeygehen, und also den Ziehdraht nicht vor Augen haben. — Um alle Verwechselung der Quartiere desto gewisser zu vermeiden, könnte man am Ende des Ziehdrahtes auf einem kleinen Plättchen den Nahmen des Quartier-Inhabers schreiben.

XXXI.

Kaufmannsdiener. — Frauenschneider, Frauenschuster.

Wien hat gegen tausend Kaufmannsdiener: und könnte deren wenigstens die Hälfte entbehren.

Daß bey Eisenhändlern, Tuchhändlern, Gewürzhändlern, Spezereyhändlern ꝛc. Kaufmannsdiener seyen, ist natürlich, weil in diesen Niederlagen große Lasten zu heben sind, auch sonst schwere Arbeit zu thun ist.

Daß aber in Seidengewölben, in Galanteriegewölben, in Leinwand- und Cur-

me aus dem Cameral-Aerario bewilliget; auch hat ein unbekannt seyn wollender mährischer Cavalier sogleich 2000 fl. dazu hergeschossen. Um es zu noch größerer Vollkommenheit zu bringen, ist das menschenfreundliche Publicum aufgefordert, es mit freywilligen Beyträgen zu unterstützen.

Hier ist es Pflicht, zweyer Männer Erwähnung zu thun, die ein schönes Beyspiel zur Aufrechthaltung dieser wohlthätigen Anstalt geben: Hr. Vietz, außerordentlicher Professor der medicinischen Polizey, liest freywillig öffentliche Collegien über die Rettung von Scheintodten; und ein bürgerlicher Vergolder Nahmens Lechner gibt, so lange er lebt, jedem Retter eines Scheintodten aus seinem Beutel einen Species-Ducaten, mit welcher Belohnung er schon wirklich den Anfang gemacht hat.

und die Kaufmannsdiener allein dort sind, so müßte es kaum mit natürlichen Dingen zugehen, wenn nicht manche Elle Band, Spitzen, Flor oder Taffet bey Seite fiele. . . . . Ob die Moralität und Decenz dabey gewinne? je nu! geht im Sommer, wenn die Thüren dieser Gewölbe offen sind, vorbey, seht hinein, und hohlt euch selbst die Antwort. —

Warum trifft man auch nicht Anstalten, daß die Frauenkleider, und die feinen Weiberschuhe durch weibliche Hände verfertiget werden, statt eigene Frauenschneider und Frauenschuster zu haben? — Unstreitig ist das weibliche Auge besser geübt, um die Farben und Formen zu wählen, welche zu diesem oder jenem Teint oder Wuchs natürlicher passen, auch die weibliche Hand gewandter, um das feine Nähwerk, den Faltenwurf und den anschmiegenden Schnitt zu haschen und zu wenden, als der plumpere Knochenbau eines Spießbürgers von Schneidermeister.

Da die stets steigende Theuerung, die

me aus dem Cameral-Aerario bewilliget
hat ein unbekannt seyn wollender mä
Cavalier sogleich 2000 fl. dazu herg
Um es zu noch größerer Vollkom
bringen, ist das menschenfreund
cum aufgefordert, es mit frey
trägen zu unterstützen.

Hier ist es Pflicht, zwey
wähnung zu thun, die ein
zur Aufrechthaltung dieser
stalt geben: Hr. Vieß
Professor der medicinis
freywillig öffentliche C
tung von Scheintodten
Vergolder Nahmens
er lebt, jedem
aus seinem Beute
mit welcher Bel
Anfang gemach

Thal.
5
33
63
82
223
350

1750 bis 1804 ist noch
auch hat seit dem die zir

Grade zugenommen,

ſten durch
ichſten Le-
n, der ein-
ntliches Amt,
elbſt leben, und
telſtande umgehen

ß iſt folgendes.

	86.	1804.
=	60 fl. —	128 fl.
=	24 — —	40 —
=	40 — —	60 —
oder =	30 — —	40 —
d = =	60 — —	80 —
eidung	30 — —	45 —
t = =	10 — —	30 —
= = =	180 — —	500 —
3 Friſ=		
= =	30 — —	44 —
	464 fl.	923 fl.

der Mann quaestionis doch von

den wallenden Buſen recht genau zu nehmen. — Mit verbiſſenem Aerger ſieht der Junker dieſer Komödie zu, und Tags darauf führt er ſein Weib wieder auf das Land zurück.

XXXII.

Rettungsanſtalt für Scheintodte.

Die großen Verbeſſerungen unſerer Zeiten in der Arzeney- und Wundarzeneykunde, die genaueren Beobachtungen und Erfahrungen über unſere animaliſche Maſchine, haben gelehrt, daß viele Menſchen, welche man für erſtickt, erhenkt, erſäuft, erfroren, vom Blitz erſchlagen ꝛc. und ſchon völlig leblos hielt, oft nur dem Anſchein nach todt ſind, und durch zweckmäßige Mittel wieder aus der todesähnlichen Betäubung zum vollkommenen Leben zurück gebracht werden können.

Um ſolche Verunglückte häufiger und

Deutschland in hohem Grade zugenommen, wie wir alle wissen.

Die Sache wird am anschaulichsten durch eine Vergleichung der unausweichlichsten Lebensbedürfnisse für einen Mann, der einzeln, ohne Glanz, ohne öffentliches Amt, ganz in der Stille für sich selbst leben, und nur mit Leuten vom Mittelstande umgehen will.

Das Verhältniß ist folgendes.

	1786.	1804.
Wohnung	60 fl. —	128 fl.
Holz und Licht	24 — —	40 —
Winterkleider	40 — —	60 —
Sommerkleider	30 — —	40 —
Visitenkleid	60 — —	80 —
Kleine Kleidung	30 — —	45 —
Waschlohn	10 — —	30 —
Tisch	180 — —	500 —
Bedienung Frisseur ꝛc.	30 — —	44 —
	46[illegible]	[illegible] fl.

Will der Mann q[illegible]

Zeit zu Zeit, wie natürlich, die Spectakel besuchen, sich ein Buch anschaffen, irgend eine öffentliche oder privat Ergötzlichkeit mitmachen, so kömmt er unter 1200 fl. jährlich nicht mehr zurechte.

XXXIV.

Ausstattungs-Lotterie für Dienstmägde.

„Ein Mädchen wünscht sich ja stets einen Mann," sagt irgend einer unserer Dichter, und er scheint Recht zu haben. Allein die Lust zu heirathen nimmt bey den Männern in eben dem Maße ab, wie die allgemeine Theuerung, und mit ihr die Schwierigkeit eine Familie zu erhalten, stets im Steigen ist. Selbst die Töchter aus den oberen Ständen fühlen dieses: wie sollen nun gar arme Dienstmägde zu Männern kommen?

Dieser letzteren Classe hat sich ein Graf

Badehäuser, die Wirthshäuser, und endlich die Wohnungen der Hausmeister.

Nebst dem daß man mit gegründetem Vertrauen auf den menschenfreundlichen Beystand des Wienerschen Publicums rechnen darf, werden besonders alle Aerzte, Wundärzte, und Polizeybeamte aus Pflicht angehalten, sich bey solchen Vorfällen schnell und eifrig zu verwenden. — Den Privatleuten, in deren Häusern im Nothfall die Operationen der Wiederbelebung vorgenommen werden müssen, wie auch den dabey verwendeten Aerzten, Wundärzten und thätigsten Gehülfen wird eine angemessene Entschädigung zugesichert.

Für die wirkliche Wiederbelebung eines Todtscheinenden aber wird dem Retter von der Regierung eine Belohnung von 25 fl. abgereicht, sein Nahme und seine That wird mit Ehren durch die Zeitung bekannt gemacht, und er mit einem eigenen Belobungsdecrete von der Landesstelle ausgezeichnet.

Zur Gründung dieses Instituts hat der jetzt regierende Kaiser eine bestimmte Sum-

zweytes und drittes Mahl wieder in den Topf kommen. Die zurückgefallenen 300 fl. werden dann zu einem neuen Loos gemacht, und bey der nächsten Ziehung statt drey, dann vier auch wohl fünf Candidatinnen ausgestattet.

Bey der ersten Stiftung dieser Ausstattungs-Lotterie war die Summe von 300 fl. für arme Dienstmägde unstreitig eine beträchtliche Mitgabe; obschon sie heut zu Tage nicht mehr von so großem Belang ist, so gibt sie doch einen hübschen Beytrag, und der großmüthige Stifter verdient den dankbaren Segen für seine wohlthätige Absicht.

XXXV.

Verschönerungen.

Es ist schwer, in Wien Verschönerungen vorzunehmen, weil die erste Grundlage dazu seyn müßte, die Stadt hier und da zu lüften, hübschere und geräumigere Plätze

XXXIII.

Lebensbedürfnisse.

Das ehedem wohlfeile Wien ist seit kurzem ein sonderbares Land geworden! Man braucht jetzt hier einen Thaler, um mäßig zu Mittag zu essen; man braucht zwey Gulden, auf ein Paar Stunden frische Luft zu schöpfen; man braucht jährlich 4000 fl. um das Entbehrliche im Nothwendigen zu haben, und 8000 fl. um nur das Nothwendige im Entbehrlichen zu haben.

Ehemahls machte Wien eine Ausnahme von der bekannten Regel: je mehr Geld an einem Platz, desto theurer zu leben. Es war ungleich mehr Geld in Wien als z. B. in Berlin, und doch war es hier viel wohlfeiler als in der preußischen Hauptstadt. — Gegenwärtig hat sich dieser Umstand geändert: nach London und Petersburg ist allem Anschein nach jetzt in Wien die größte Theuerung.

Es ist ohne Zweifel etwas Wahres daran, daß mit der Vermehrung des Geldes in einem Lande auch die Preise der Lebens-

gehindert dem Auge des Bewunderers. — Man behauptet, es ſey ſchon ehedem unter der Kaiſerinn Maria Thereſia ein Plan gemacht worden, dieſen Platz ſo herzuſtellen, wie er jetzt iſt, nebſtdem aber um das ganze Viereck einen bedeckten Gang mit Arcaden zu führen, und auf beyden Seiten der Kirche einen öffentlichen Brunnen zu errichten. Man ſagt ſogar, der Plan zu dieſer Verzierung ſey neuerdings zur Sprache gekommen. Die Ausführung würde freylich etwas theuer, aber auch eine neue Zierde der Stadt ſeyn.

Auch auf dem hohen Markt hat man das am obern Ende desſelben ſtehende Haus abgeriſſen, das die Paſſage dort herum verengte, und den Platz verunſtaltete, welcher jetzt durch die Ausführung ſo mancher großer und regelmäßiger Gebäude einer der anſehnlichſten von Wien wird.

Der große Brunnen auf dem neuen Markt hat eine ſehenswürdige Verzierung erhalten. Er hatte bis zum Jahr 1802 nur in der Mitte des Waſſerbeckens die ſchöne Statue von Donner mit einigen Tritonen

Deutschland in hohem Grade zugenommen, wie wir alle wissen.

Die Sache wird am anschaulichsten durch eine Vergleichung der unausweichlichsten Lebensbedürfnisse für einen Mann, der einzeln, ohne Glanz, ohne öffentliches Amt, ganz in der Stille für sich selbst leben, und nur mit Leuten vom Mittelstande umgehen will.

Das Verhältniß ist folgendes.

	1786.		1804.
Wohnung	60 fl.	—	128 fl.
Holz und Licht	24 —	—	40 —
Winterkleider	40 —	—	60 —
Sommerkleider	30 —	—	40 —
Visitenkleid	60 —	—	80 —
Kleine Kleidung	30 —	—	45 —
Waschlohn	10 —	—	30 —
Tisch	180 —	—	500 —
Bedienung Frisseur ꝛc.	30 —	—	44 —
	464 fl.		923 fl.

Will der Mann quaestionis doch von

Zeit zu Zeit, wie natürlich, die Spectakel beſuchen, ſich ein Buch anſchaffen, irgend eine öffentliche oder privat Ergötzlichkeit mitmachen, ſo kömmt er unter 1200 fl. jährlich nicht mehr zurechte.

XXXIV.

Ausſtattungs-Lotterie für Dienſtmägde.

„Ein Mädchen wünſcht ſich ja ſtets einen Mann," ſagt irgend einer unſerer Dichter, und er ſcheint Recht zu haben. Allein die Luſt zu heirathen nimmt bey den Männern in eben dem Maße ab, wie die allgemeine Theuerung, und mit ihr die Schwierigkeit eine Familie zu erhalten, ſtets im Steigen iſt. Selbſt die Töchter aus den oberen Ständen fühlen dieſes: wie ſollen nun gar arme Dienſtmägde zu Männern kommen?

Dieſer letzteren Claſſe hat ſich ein Graf

Stellay erbarmt, und nach seinen Kräften beygetragen, die Ehen zu befördern. Vor ungefähr einem halben Jahrhunderte legte dieser biedere Mann einen Fond nieder, welcher jährlich 900 fl. Zinsen abwirft. Jeder Pfarrer in der Stadt Wien und in den Vorstädten darf jährlich drey Dienstmägde vorschlagen, welche sich durch einen unbescholtenen Wandel, und besonders durch längeren Dienst in Einem und demselben Hause auszeichnen. Die Nahmen aller dieser Ehestands-Candidatinnen werden in einen Topf geworfen, und alljährig im Sommer wird auf dem Landhause im Beyseyn einiger Commissarien von der Regierung eine öffentliche Ziehung gehalten. Diejenigen drey Dienstmädchen, deren Nahmen aus dem Glückstopf kommen, erhalten jede 300 fl. Ausstattung, wenn sie, vom Tag der Ziehung an, binnen drey Jahren einen ihnen anständigen Freyer finden. Findet eine oder die andere während drey Jahren keinen Freyer, so hat sie weiter keinen Anspruch auf die gezogene Ausstattungssumme; doch kann sie auch ein

Sommererfrischungen bedient, als da sind mancherley Arten von Gefrornen, Limonade, Mandelmilch ꝛc. Auch ist an heiteren Abenden von 7 bis 10 Uhr gewöhnlich Musik von Blasinstrumenten.

Schon Kaiser Joseph II. hat den Versuch gemacht, einen Theil der Basteyen mit einer Allee von Lindenbäumen zu besetzen; allein sie gedeihten nicht, und nur Eine einzige Linde ist noch aus jener Epoche stehen geblieben. Seit wenigen Jahren hat man die Bastey vom Körner-Thor bis zum Stuben-Thor, und dann weiterhin bis zur Mauth, ferner vom Neu-Thor bis über das Schotten-Thor hinauf mit Nußbäumen bepflanzt. Bis jetzt scheint diese Gattung hier gut zu gedeihen, und wenn sie eben so allgemein fortkömmt, wie die Kastanien- und Akazienbäume auf dem Glacis, oder wie die viel jüngere Pflanzung der Rustenbäume auf dem Parade-Platze, so werden nach einem Dutzend Jahren diese beschattenden Baum-Alleen auf den Basteyen

und Fischen, die Wasser ausspritzen. Nun hat man die vier übrigen für diesen Brunnen bestimmten Statuen ebenfalls darauf gesetzt, welche — ich weiß nicht warum — seit so vielen Jahren unbenutzt im bürgerlichen Zeughause gelegen waren. Sie sind ebenfalls von Donner, aus Bleycomposition, zwey männliche und zwey weibliche, etwas über Lebensgröße, und stellen die vier vornehmsten Flüsse des Herzogthums Oesterreich vor: die Donau, die Enns, die Traun und die Leytha. Sie sind sehr schön gearbeitet, und in abwechselnden mahlerischen Stellungen am marmornen Rande des Beckens angebracht, in welches sie Wasser aus Urnen und Muscheln gießen. Der alte Ister (Donau) trägt ein Ruder auf der Schulter, und scheint zu schlummern. Der andere Flußgott lehnt sich, ganz nackt vorwärts stehend, über das Wasserbecken, und stößt mit seinem Dreyzack nach einem bey ihm vorbeyschwimmenden Fisch.

Auch auf dem Franziskaner-Platz hat ein reicher Privatmann einen Brunnen her-

ſo recht eigentlich weiß; und dieſes ſollte nicht ſeyn, wie mich dünkt.

Dieſes zweifelhafte Thor wird gewöhnlich das Kärnthner-Thor genannt, und von ihm heißt das nahe gelegene Theater auch das Kärnthnerthor-Theater; nach dieſer deutſchen Benennung hat man es in den franzöſiſchen Beſchreibungen von Wien la porte d'Italie genannt; und dieſe Benennung davon herleiten wollen, weil durch dieſes Thor der Weg nach Italien geht; allein dieſe Herleitung iſt ganz unſtatthaft, denn wenn man dieſes Thor von einer Provinzſtraße benennen wollte, ſo müßte es das Steyrer-Thor heißen, weil der Weg von dieſem Thor zuerſt nach Steyermark führt, ehe es weiter nach Kärnthen und Italien geht.

Das gemeine Volk hier nennt dieſes Thor das Käner-Thor oder auch das Kärner-Thor; und dieſes ſchon mit etwas mehr Grund: wenigſtens behauptete der verſtorbene De Luca, daß ehedem die Kärner oder die Bauern, welche mit ihren Karren

nach Wien zu Markte fuhren, alle durch dieſes Thor kamen, und mit ihren Karren inner demſelben in der langen Straße hielten, und daß von dieſem Umſtande die zu dieſem Thor führende Straße die Kärnerſtraße, und das Thor das Kärner-Thor, (das Thor der Kärner) genannt wurde. — Dieſe Herleitung iſt nicht ganz unwahrſcheinlich.

Die richtigere aber ſcheint mir folgende zu ſeyn: es war ehedem außer dieſem Thore der Getreidemarkt, oder wie man in Oeſterreich auch ſagt, der Körnermarkt; und da man durch dieſes Thor auf dieſen Markt ging, ſo nannte man es das Körner-Thor. Dieſe Herleitung iſt mir um ſo wahrſcheinlicher, weil auch in Frankreich und in den Niederlanden mehrere Städte eine porte aux grains oder Körner-Thor haben, welches immer dasjenige iſt, wodurch man nach dem Getreide- oder Körnermarkt kömmt.

Mir ſcheint, es wäre nicht übel gethan, wenn die wahre Etymologie dieſes Thors von gemeiner Stadt wegen unterſucht, und

dann die Benennung desselben unter öffentlicher Autorität bestimmt festgesetzt würde, damit der Varianten dieses Thornahmens in den öffentlichen Druckschriften ein Ende werde.

XXXVII.

Consumtionstabellen von 1785, 1802, und 1803.

Diese Bilanz mag zur Unterhaltung für die Beobachter und Liebhaber der Oekonomie im Großen hier stehen, um das Plus und Minus zu ersehen, was die Volksmenge von Wien nach einem Zwischenraum von 17 Jahren zur Leibes- und Lebensnothdurft jährlich aufzehrt.

An den Linien von Wien wurden verzollt vom ersten November 1784, bis letzten October 1785.

Ochsen.	41041 Stücke.
Kühe.	1319

Kälber.	71239	Stücke.
Schafe.	48994	
Lämmer.	147176	
Schweine.	98556	
Spanferkel.	12876	
Oesterreicher Wein. . .	547706	Eimer.
Ungerisch. u. ausländ. Wein.	10650	
Bier.	376830	
Mehl (weißes) . . .	370892	Zentner.
Mehl (schwarzes). . .	262193	
Gries.	7135	
Hülsenfrüchte.	44976	Metzen.
Weitzen und Korn. .	152325	
Gerste.	73786	
Hafer.	704502	
Heu.	19907	Fuhren.
Stroh.	1230162	Bünde.
Unschlitt.	21530	Zentner.
Holz.	297133	Klafter.

An den Linien von Wien wurden verzollt vom ersten November 1801 bis letzten October 1802.

Ochsen.	80473	Stücke.
Kühe.	1602	

Kälber.	65494	Stücke.
Schafe.	61472	
Lämmer	222742	
Schweine.	93714	
Spanferkel.	15643	
Oesterreicher Wein. . . .	471849	Eimer.
Ungerisch. u. ausländ. Wein.	38868	
Bier.	460309	
Mehl (weißes) . . .	398984	Zentner.
Mehl (schwarzes) . .	328985	
Gries.	6904	
Hülsenfrüchte.	96788	Metzen.
Weitzen und Korn. .	428534	
Gerste.	120832	
Hafer.	948990	
Heu.	20196	Fuhren.
Stroh.	1666788	Bünde.
Unschlitt.	28974	Zentner.
Holz.	253961	Klafter.

Neue Rubriken.

Steinkohlen. . . .	271017	Zentner.
Brod.	7691	
Rohes Fleisch. . . .	1486	

An den Linien von Wien wurden verzollt vom ersten November 1802 bis letzten October 1803.

Ochsen *).	90167	Stücke.
Kühe.	1332	
Kälber.	63353	
Schafe..	67418	
Lämmer.	209705	
Schweine.	67537	
Spanferkel.	10195	
Oesterreicher Wein. . .	526479	Eimer.
Ungerisch. u. ausländ. Wein.	30024	
Bier.	356122	
Mehl (weißes) . . .	388924	Zentner.
Mehl (schwarzes) . .	603409	
Gries.	5781	
Hülsenfrüchte. . . .	38867	Metzen.
Weitzen und Korn. . .	543083	

*) Bey diesem Artikel ist zu bemerken, daß eine beträchtliche Zahl derselben durch Wien in die benachbarten Orte und nach Oberösterreich geht, indessen kann man diese Zahl doch schwerlich höher als auf 20000 Stücke ansetzen.

Gerste.	316163 Metzen.
Hafer.	591839
Heu.	16269 Fuhren.
Stroh.	252936 Bünde.
Unschlitt.	36213 Zentner.
Holz.	157396 Klafter.

Neue Rubriken.

Steinkohlen.	71228 Zentner.
Brod.	6650
Rohes Fleisch. . . .	1152
Erdäpfel.	30206 Pfund.
Holzkohlen.	124860 Stübich.

Feinere Nahrungsartikel, welche vom 1. Januar bis 31. December 1803 auf den Marktplätzen in der Stadt Wien verkauft worden sind.

Geflügel.

Indianische Hähne. . .	26897 Stücke.
Kapaunen.	79598
Poularden.	49018
Junge Hühner. . . .	371523
Alte Hühner.	33622
Gänse.	95463

Aenten.	37960	Stücke.
Tauben.	29159	

Wildpret.

Hirſche.	167	Stücke.
Wildſchweine. . . .	82	
Rehe.	352	
Haſen.	19376	
Faſanen.	7254	
Reppühner.	7544	
Rohrhühner. . . .	4302	
Schnepfen.	6680	
Wildgänſe.	125	
Wildänten.	2356	

Fiſche.

Hauſen.	25374	Pfund.
Dick.	9230	
Schill.	47871	
Hechte.	102150	
Seefiſche.	93100	
Krebſe.	733000	Stücke.

Eyer.	20906780	Stücke.
Rindsſchmalz. . .	684600	Pfund.
Süße Butter. . .	252575	

Geſalzene Butter. .	334500 Pfund.
Gemeine Käſe. . .	668325

Bey dieſen Artikeln iſt zu bemerken, daß darunter diejenige Summe dieſer Comeſtibilien nicht begriffen iſt, welche auf den Marktplätzen der Vorſtädte verkauft worden, wie auch nicht dasjenige, was in die Häuſer des Adels, der reichen Particuliers und der Wirthe durch beſtellte Lieferungen oder Contracte gebracht wird, ohne auf die gewöhnlichen Marktplätze zu kommen.

Inhalt.

An die Leser . . . . . Seite 1
I. Panorama von Wien 3
II. Die Stadt wird zu enge 9
III. Statue Josephs 16
IV. Der Josephsplatz 20
V. Unerhörte Theuerung 24
VI. Quartier-Wucher 32
VII. Abnahme der Geselligkeit . . . 39
VIII. Tabaksdosen und Tabakspfeifen . 42
IX. Perücken, — der Männer, — der Weiber 50
X. Widerruf 55
XI. Backenbärte. — Kropfbinden. — Rundköpfe 57
XII. Die zwey Fragen 60
XIII. Hippomanie 62
XIV. Hunds- und Vögel-Doctoren . . 69
XV. Ungarischer Champagner. — Weinverfälschung 74
XVI. Bier — dessen Consumtion und Verfälschung. — Das Bier in Berlin . . 80
XVII. Ballette 85
XVIII. Er negocirt 91
XIX. Spencer. — Shawl. — Nelson. — Neue Mäntel 95
XX. Beleuchtete Wagen. — Brennende Nachtfackeln. — Schnelles Fahren . . 100

XXI Griechinnen unterm 48sten Grad Nordbreite. — Erkältungen . . Seite. 104
XXII. Der Ridikül 109
XXIII. Lectüre 111
XXIV. Einfluß der Weiber auf die Lectüre 116
XXV. Theater an der Wien . . . 120
XXVI. Sontags-Publicum . . . 129
XXVII. Pensions-Institute . . . 133
XXVIII. Die Nothhelferinn Euterpe . . 139
XXIX. Was ist die Stadt Wien werth . 142
XXX. Vorschlag zu einer großen Bequemlichkeit 145
XXXI. Kaufmannsdiener. — Frauenschneider, Frauenschuster 149
XXXII. Rettungsanstalt für Scheintodte . 154
XXXIII. Lebensbedürfnisse . . . 159
XXXIV. Ausstattungslotterie für Dienstmägde 162
XXXV. Verschönerungen 164
XXXVI. Kärnthnerthor, Kärnerthor, oder Körnerthor 171
XXXVII. Consumtions-Tabellen von 1785, 1802 und 1803 174

Stanford University Libraries
3 6105 013 903 260

DB
847
.P49
v.1

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305